Heidelberg

Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM REICHSKRIEGSMINISTERIUM

1. JAHRGANG
Nr. 2
BERLIN
20. NOV. 1936

EINZELPREIS
25 Rpf.
ERSCHEINT
2 MAL MONATL.

In dieser Ausgabe
Bericht von der Geburtsstätte der Kanonen

Aufnahme Ferd. Urbahns, Kiel

DASSEL

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0048

gefördert durch
Baden-Württemberg

Der Führer begrüßt Generalfeldmarschall v. Blomberg vor dem Mahnmal in München

Der deutsche Kreuzer „Emden" befindet sich bekanntlich auf einer Weltreise. Hier marschieren die Matrosen des Kreuzers in Istanbul vor dem Unabhängigkeitsdenkmal auf. In der vorliegenden Ausgabe unserer Zeitschrift finden unsere Leser den ersten ausführlichen bebilderten Bericht des Leutnants z. S. Hockemeyer, der von Bord des Kreuzers „Emden" während der Reise laufend für „Die Wehrmacht" Bericht erstatten wird

*

In England wird jetzt ein großer Film „Die ewige Flotte" hergestellt. Unser Bild zeigt einen Ausschnitt aus den Arbeiten, an denen sich die englische Kriegsflotte beteiligt

Fotos: Scherl (1), Weltbild (1), Illustrationen Hoffmann (1)

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0049
gefördert durch Baden-Württemberg

Unsere Flakartillerie

Entwicklung/Aufgaben und Organisation

von Major des Generalstabes ERDMANN

Eine der jüngsten Waffen der neuen deutschen Wehrmacht ist die Flakartillerie. Viele Jahre hat sie uns völlig gefehlt, oder sie mußte ängstlich unter Tarnnetzen verborgen gehalten werden. Heute ist sie eine der technisch am vollkommensten entwickelten Waffen und der anderer moderner Staaten in vieler Hinsicht überlegen. Die Flakartillerie kann ihre vielseitigen Aufgaben nur in engster Zusammenarbeit mit der Fliegerwaffe lösen. Gegenseitige eingehende Kenntnis der beiderseitigen Waffen und gemeinsame Ausbildung können allein die Grundlage für diese Zusammenarbeit schaffen. Aus dieser Erkenntnis heraus ist in den meisten modernen Staaten, so auch in Deutschland, die Flakartillerie dem 3. Wehrmachtteil, der Luftwaffe, unterstellt worden.

Die Entwicklung der Flakartillerie geht in ihrem Ursprung auf die Ballonabwehrkanonen zurück, die in Deutschland kurz vor Ausbruch des Krieges in der Armee eingeführt wurden und zur Bekämpfung feindlicher Luftschiffe dienen sollten.

Wie überall in der Waffentechnik Angriffs- und Verteidigungsmittel sich in gegenseitiger Wechselwirkung fortschreitend vervollkommnen, so führte die rasche Entwicklung der Fliegerwaffe im Kriege zu einer ebenso raschen Entwicklung der Abwehr.

Wenn trotzdem im Kriege die Zahl der Abschüsse vielfach nicht der aufgewandten Munition entsprach, so lag das in erster Linie daran, daß das für ein Flakschießen erforderliche Zentral-Richtgerät sich damals erst in den Anfängen seiner Entwicklung befand. Die moderne Flakartillerie verfügt über dies Zentral-Richtgerät. Neben der stark gesteigerten Schußweite, der um das Vielfache erhöhten Feuergeschwindigkeit und der bis zur völligen Geländegängigkeit entwickelten Beweglichkeit verdankt die Flakartillerie den entscheidenden Fortschritt ihrer Entwicklung der Einführung dieses Zentral-Richtgeräts, des sogenannten Kommandogeräts.

Die Aufgaben der Flakartillerie sind sehr vielseitig: im Kampfgebiet des Heeres übernimmt sie den Schutz der fechtenden Truppe und der rückwärtigen Anlagen gegen Luftangriffe, sie bekämpft die feindliche Luftaufklärung und unterstützt die eigenen Luftstreitkräfte. In der Heimat schützt sie alle die Anlagen, die als Ziel feindlicher Bombenangriffe anzusehen sind, also in erster Linie die Rüstungsindustrie, Verkehrsanlagen, Anlagen der Wehrmacht und nicht zuletzt die zivile Bevölkerung.

Das Ziel der Flakartillerie wird stets die Vernichtung der feindlichen Flugzeuge sein. Vielfach wird sie aber ihre Aufgabe schon dadurch erfüllen, daß sie dem Gegner die Durchführung seines Auftrages unmöglich macht oder zum mindesten sehr erschwert. Die Bekämpfung feindlicher Flugzeuge im Hoch-, Tief- und Sturzangriff bei Tag und Nacht erfordert eine Aus-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0050
gefördert durch
Baden-Württemberg

rüstung der Flakartillerie mit entsprechend vielseitigen Waffen. Sie verfügt daher über Flugabwehrkanonen verschiedener Kaliber, Flakmaschinenwaffen, Flakscheinwerfer und Luftsperrmittel. Die Feuereinheit der Flakartillerie ist die Batterie zu 4 Geschützen. Sie werden in einem Viereck gegen Fliegersicht getarnt aufgestellt. Man unterscheidet schwere Flakbatterien – sie dienen hauptsächlich zur Bekämpfung von Flugzeugen in großen Höhen – und leichte Flakbatterien. Sie haben eine sehr hohe Feuergeschwindigkeit und werden hauptsächlich zur Abwehr von Tieffliegern eingesetzt.

Die Einheit des Verbandes ist die Flakabteilung. Zu jeder Abteilung gehören ein Abteilungsstab mit Nachrichtenstab und Wettertrupp, und je nach dem Kaliber 3 bzw. 4 Batterien. Mehrere Abteilungen werden zu je einem Regiment zusammengefaßt und ihrerseits wieder höheren Kommandeuren der Flakartillerie unterstellt.

Die Entfernung der eingesetzten Batterien voneinander beträgt meist viele Kilometer. Zu ihrer Verbindung mit der Abteilung sind die Batterien daher mit Funkgerät und Funksprechgerät ausgerüstet. Die Scheinwerfer-Abteilungen ermöglichen der Flakartillerie das Schießen bei Nacht.

Das Festhalten des Zieles im Schnittpunkt der Lichtstrahlen ist leicht, aber das erste Auffinden ist schwierig. Hierzu dienen die Horchgeräte, die, in ähnlicher Weise wie das Kommandogerät die Geschütze, die Scheinwerfer auf das Ziel lenken.

Zu einer Scheinwerferbatterie gehören allgemein

Bild links:
Maschinengewehrschütze mit Gasmaske bei der Abwehr eines Flieger-Tiefangriffs

*

Bild unten:
Das Flakgeschütz wird von einem leichten Lastwagen, auf dem die Bedienungsmannschaft Platz nimmt, gezogen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0051

gefördert durch
Baden-Württemberg

9 Scheinwerfer und 6 Horchgeräte. 3 Scheinwerferbatterien bilden eine Abteilung. Sie werden in 2 Ringen, einen inneren und einen äußeren, um das Schutzobjekt herum eingesetzt. Ihre gegenseitige Entfernung beträgt mehrere Kilometer. Durch Fernsprechleitungen werden sie untereinander verbunden.

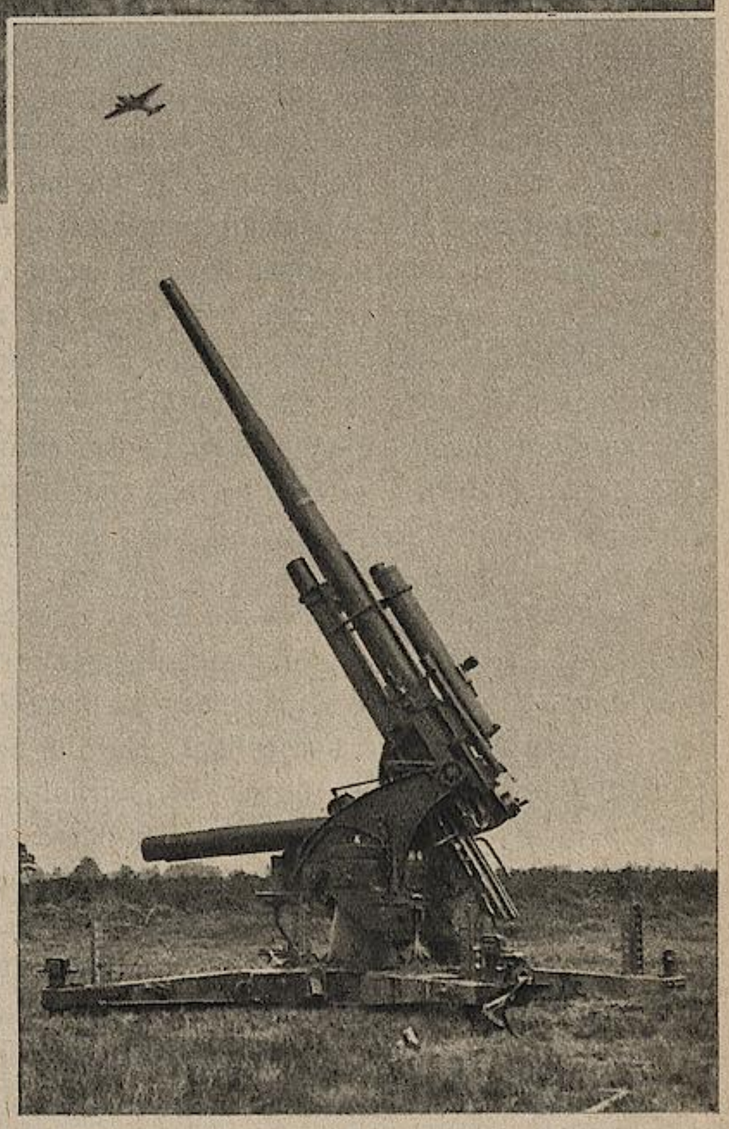
Eine der verantwortungsvollsten Tätigkeiten bei der Flakartillerie ist die des Flugmeldepostens. Von seiner Aufmerksamkeit hängt es in erster Linie ab, ob das feindliche Flugzeug so frühzeitig erkannt wird, daß es bekämpft werden kann, bevor es seine Bomben abwirft oder seine photographischen Aufnahmen macht.

Jedoch die Flugmeldeposten der Batterie genügen nicht, um alle anfliegenden Flugzeuge rechtzeitig zu melden. Schon beim Ueberfliegen der Landesgrenze müssen die feindlichen Geschwader gemeldet werden. Zu diesem Zweck ist ganz Deutschland mit einem Netz von Flugwachen überzogen, die alle Flugmeldungen auf schnellstem Wege an zentral gelegene Flugwachkommandos weitergeben.

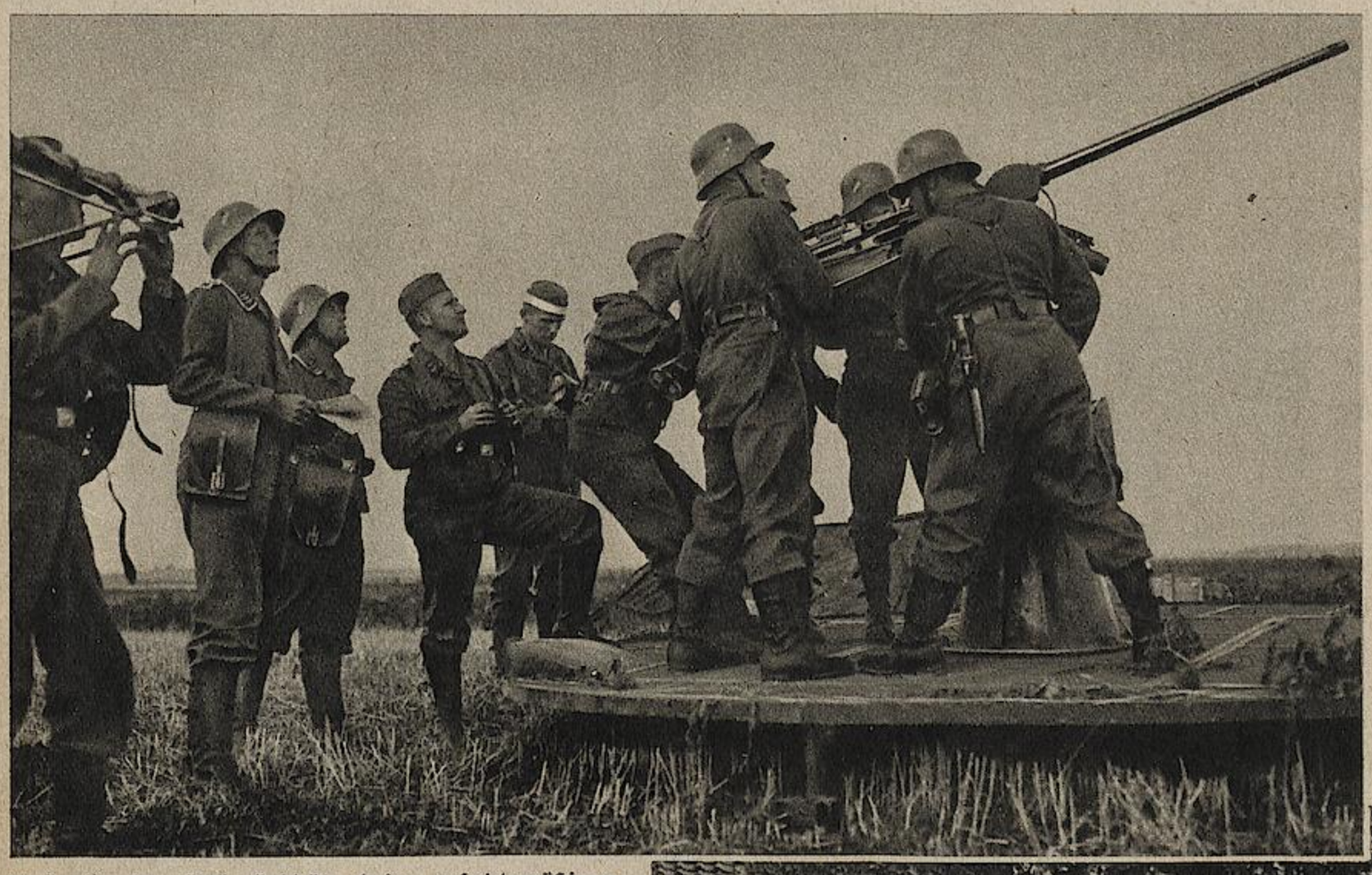
Durch die zahlreich einlaufenden Meldungen bekommt der Führer des Flugwachkommandos ein genaues Bild von Art, Geschwindigkeit und Flugrichtung der feindlichen Flieger, und der mit ihm örtlich verbundene Führer der Warnzentrale ist so in der Lage, Warnungen an alle telephonisch bei ihm angeschlossene Stellen ergehen zu lassen.

Flugmeldedienst, Luftschutzwarndienst und der gesamte zivile Luftschutz müssen aufs engste zusammenarbeiten mit der aktiven Flugabwehr. Nur so wird es möglich sein, den Gegner frühzeitig festzustellen, erfolgreich abzuwehren und die Verluste durch feindliche Flieger bei Heer und Heimat herabzumindern.

Das Kommando-Gerät wird gegen Fliegersicht getarnt



Schweres Flak-Geschütz in Feuerbereitschaft



2-Zentimeter-Flak-Geschütz beim gefechtsmäßigen Schießen. Der Schuß wird beobachtet

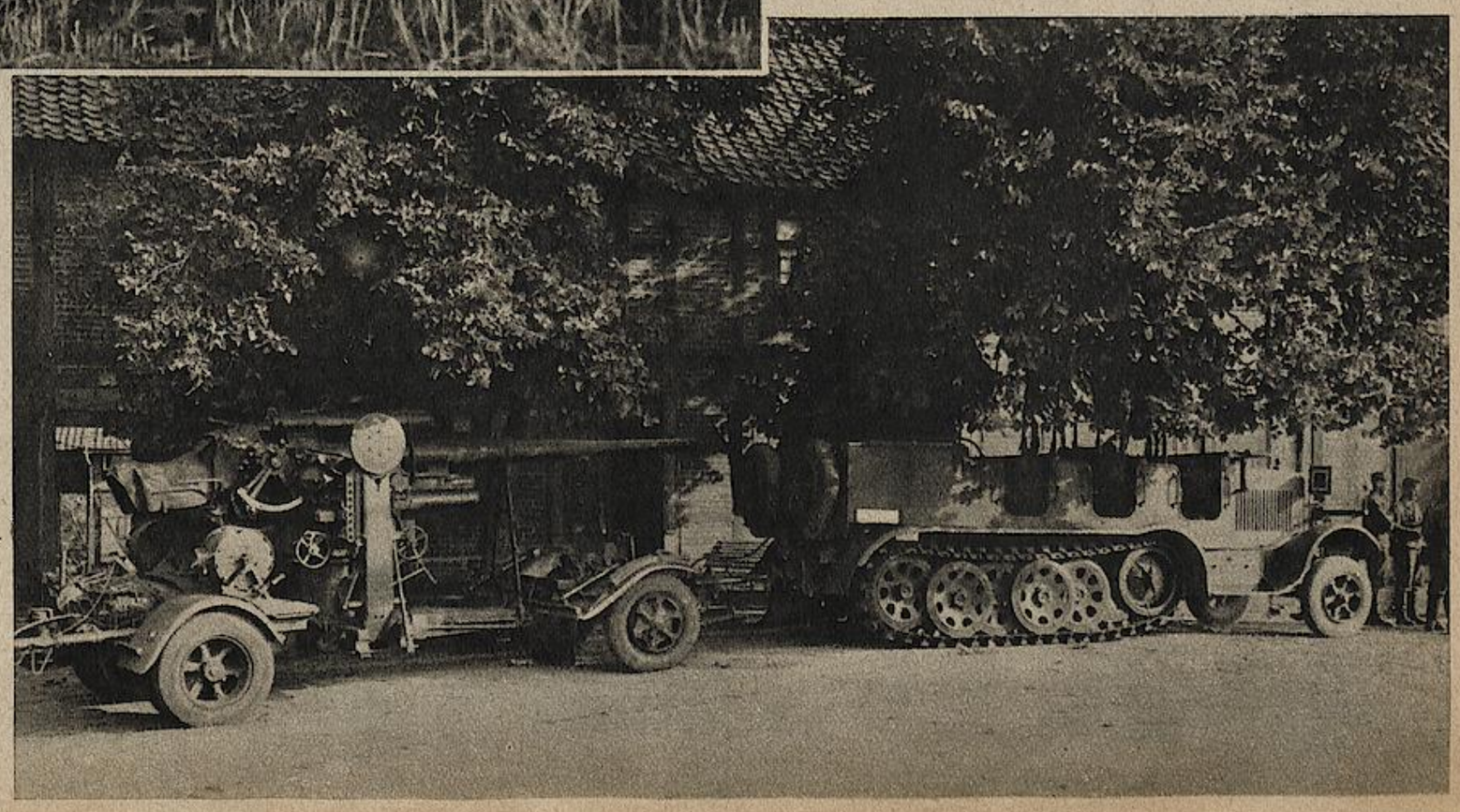
*

Bild rechts:

Vor dem Einsatz wartet das schwere Geschütz mit der Zugmaschine in Deckung unter schützenden Bäumen

*

Fotos: Major Erdmann (3), Bilderdienst Bittner (4)



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0052

gefördert durch
Baden-Württemberg

DIE GROSSEN BRÜDER

AN DER GEBURTSSTÄTTE DER KANONEN

Des Soldaten Braut ist das Gewehr – und diese Braut hat viele Brüder. Sie bilden einen eigenen Familienverband, den Verband der Kanonen, vom leichten Flak-Geschütz bis zur schweren Haubitze. Sie haben gewichtige Worte mitzureden, führen eine eherne Sprache, wenn es zur Entscheidung kommt, und sind immer dann da, wenn es heißt, mit geballter Kraft einen Weg freizumachen, wenn es heißt, einen stählernen todbringenden Ring zu legen um die kämpfende Truppe, werden dort eingesetzt, wo das Gewehr nicht mehr ausreicht zur Verteidigung, zum Angriff. Dann flammt aus ihren Mäulern grellrot das Mündungsfeuer, dann haben sie ihre Stärke zu beweisen, und dann erleben sie noch einmal ganz schnell die Stunde ihrer Geburt, die auch unter Feuer und Rauch geschah.

Denn im Anfang ist der Stahl. Lange Stunden brodelt er, weißglühende Lava, auf Temperaturen von über 1000 Grad gebracht, in den großen Öfen, ehe er seine Reinheit erworben hat. Ehe sich nach dem Anstich silbrige Flut in die bereitgehaltenen Behälter, in die Kokillen ergießt. Zu Barren erkaltet verläßt er diese Kokillen, in großen Stapeln werden diese Barren für die spätere Verwendung gelagert. Das Rohmaterial ist da, es harrt der ersten Verarbeitung, soll seinen ersten Schliff bekommen. Hämmer sind es, die die erste „Erziehungsarbeit" übernehmen, aber keine gewöhnlichen Hämmer, sondern gewaltige Preßluftrammen, die mit unbarmherziger Wucht, mit dem Gewicht vieler Tonnen auf den glühheiß gemachten Stahlblock herabsausen, ihn in die Form biegen, die man braucht, ihn drücken und kneten. Unter der Presse schreit der Stahl auf, wehrt sich mit Funkenregen, will sich entwinden. Aber scharf wird sein Gebaren beobachtet, immer wieder wird er in die richtige Lage gesteuert, immer wieder schlägt ihn der Rammhammer zu Boden. Hunderte von Teilen sind es, die an einem Geschütz notwendig sind, die in der Schmiede, unter dem Gesenk, in der Schweißerei entstehen.

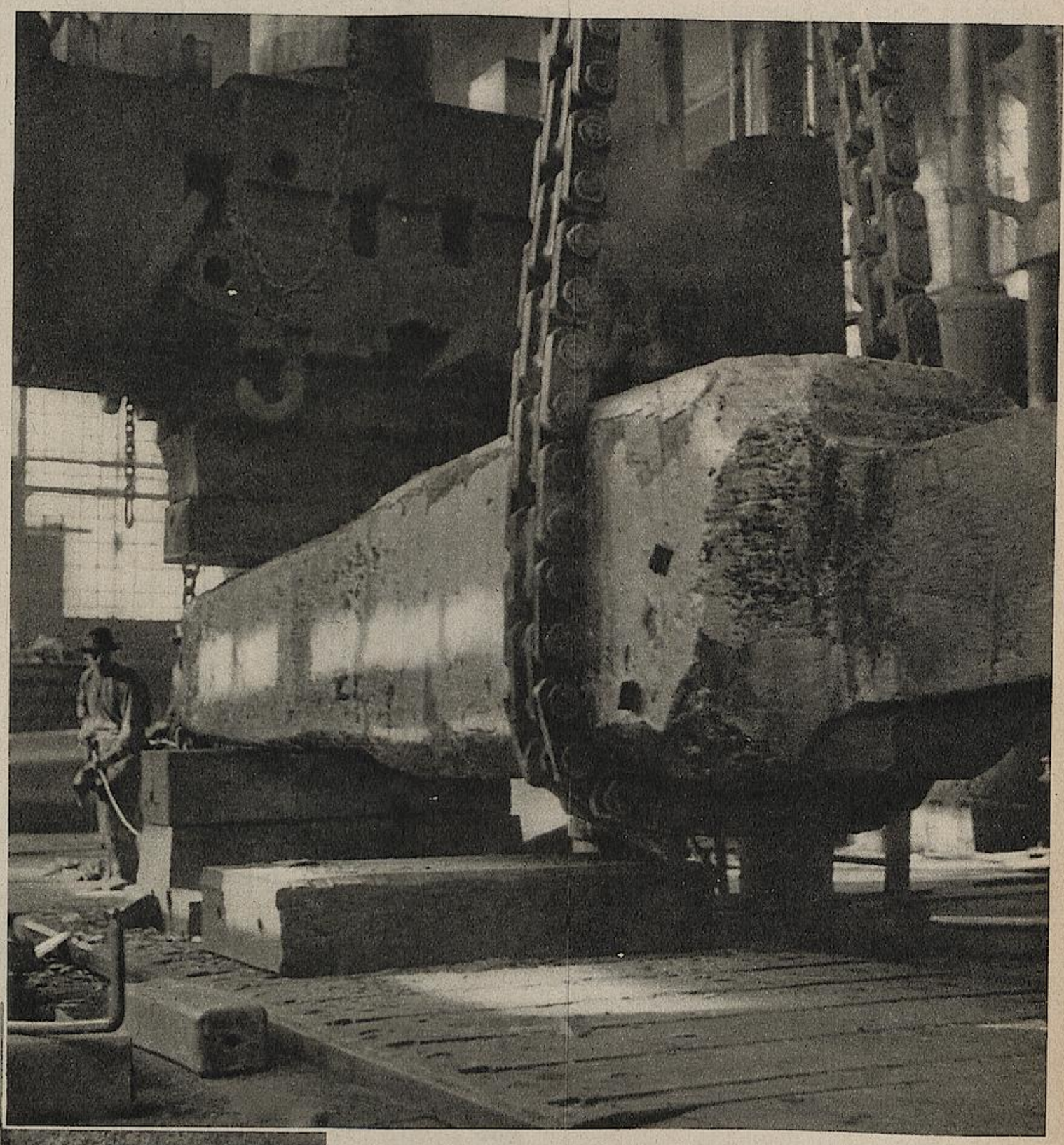


Bild oben: Vorschmieden eines 35-Tonnen-Stahlblocks

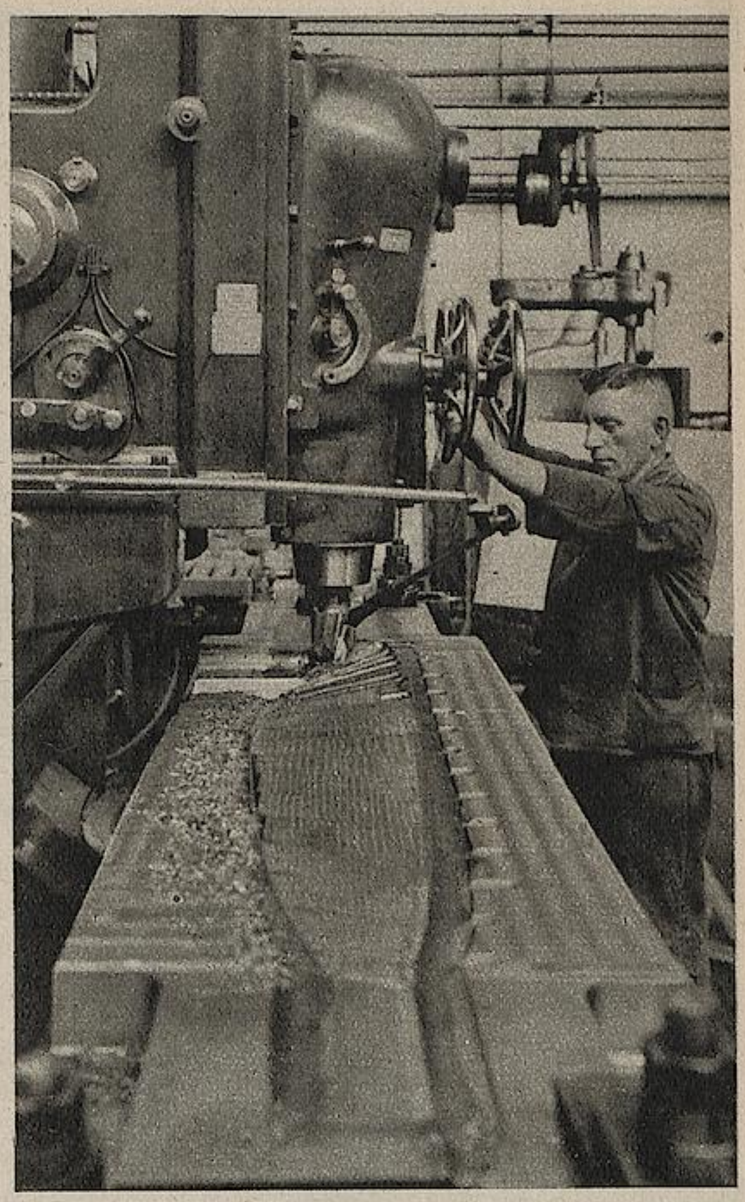
Bild links: Die „Stählerne Straße". Stahlblöcke harren der Verwendung

Am interessantesten aber ist das Werden des Rohres, des schlanken Laufes, des Flak-Geschützes und des dickwandigen drohenden Feldgeschützes. Der Stahlblock ist in der Schmiede rundgeschmiedet und auf die richtige Länge und Dicke gebracht worden,

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0053
gefördert durch Baden-Württemberg

die sehr verschieden sind, ganz danach nämlich, ob aus dem Stück ein 2-cm-Rohr werden soll oder das Rohr einer 15-cm-Feldhaubitze; dann ist das sogenannte „Überdrehen" erfolgt, d. h. man gibt dem Rohr zunächst einmal seine äußere Form, „vergütet es", d. h. man macht das Material durch Erhitzen und Wiederabschrecken haltbarer und fester. In den Laboratorien werden dauernd Proben des vorbereiteten Materials mit allen möglichen Mitteln untersucht, um eine gleichbleibende Güte zu gewährleisten und das Schlechte sofort ausscheiden zu können. Durch eine weitgestreckte lichte Halle wandert das Rohr, das in den einzelnen Etappen seiner Bearbeitung ganz langsam, langsamer als es sich der Laie vorstellt, seiner Vollendung entgegengeht. Geschütze lassen sich nicht eins, zwei, drei am laufenden Band herstellen, denn die Arbeit an ihnen, vor allem auch an den Geschützrohren, ist Präzisionsarbeit. Viele Dutzende von Maschinen, von Halb- und Vollautomaten sind in sie eingeschaltet, Automaten, in denen die Rohre gedreht werden, in denen die Bohrung erfolgt. Keine rasenden Bohrspindeln können hier den Bohrkern ausfressen. Der Stahl ist zähe, und nur ganz langsam erfolgt die Bohrung. Auf langen Maschinenbänken ist das Rohr eingespannt. Mit Millimeter-Genauigkeit ist der Bohrer angesetzt. Er steht fest, das Rohr dreht sich und wird langsam mit ganz wenigen Umdrehungen in der Minute „entkernt". Scharfe Messer sind es, die in sein Eingeweide dringen, dünne Stahlspänchen werden von dem Spülöl herausgedrückt. Bohr- und Drehbänke wechseln sich in der Bearbeitung des Rohres ab, ehe es zunächst einmal fertig ist. Denn so richtig fertig, gebrauchsfähig ist es immer noch nicht. Erst muß der Ladungsraum gebohrt werden, dann werden die Züge gezogen, d. h. das Rohr erhält den „Drall". Auch dies wieder auf einer großen Bank, und auch hier ist wieder sorgsame Arbeit nötig. Auch hier müssen Spezialarbeiter zum Einsatz gelangen. Lange Stunden dauert es, ehe die Windungen in das Innere des Rohrs geschnitten sind, immer wieder wird der Stempel, der, sich gleichmäßig drehend, die Drallfugen hineinschneidet, eingeführt, müssen die Stahlspäne, die bei der Arbeit fallen, entfernt werden. Dann hat die Fräserei ihr Wort zu sprechen, die Schlitze für den Auswerfer müssen angebracht werden, die Keilnuten. Bei jedem Arbeitsgang heißt es auf das genaueste aufpassen, jeder ist gleich wichtig. Viel verlorene Arbeit bedeutet es, wenn gerade auf einer der letzten Etappen ein Fehler geschieht. Dann handelt es sich nämlich nicht darum, daß eine Mühe von Tagen umsonst aufgewandt wurde, sondern dann sind Wochen verlorengegangen. Denn die Herstellung eines einzigen Geschützrohres dauert, je nach der Kaliberstärke, mehrere Wochen.

Und der des ganzen Geschützes? Hier sind es ganz nach der Art der hergestellten Waffe Monate, ehe sie fertig dasteht, ehe sie geliefert werden kann, ehe sie auf den Schießplätzen ihre Truppenbrauchbarkeitsprüfung macht. Diese bezieht sich auf alle Teile, auf jede kleinste Kleinigkeit. Millimeter-Präzision wird verlangt, muß verlangt werden, aber sie kann auch



Fräsen eines Gesenkes für Propeller

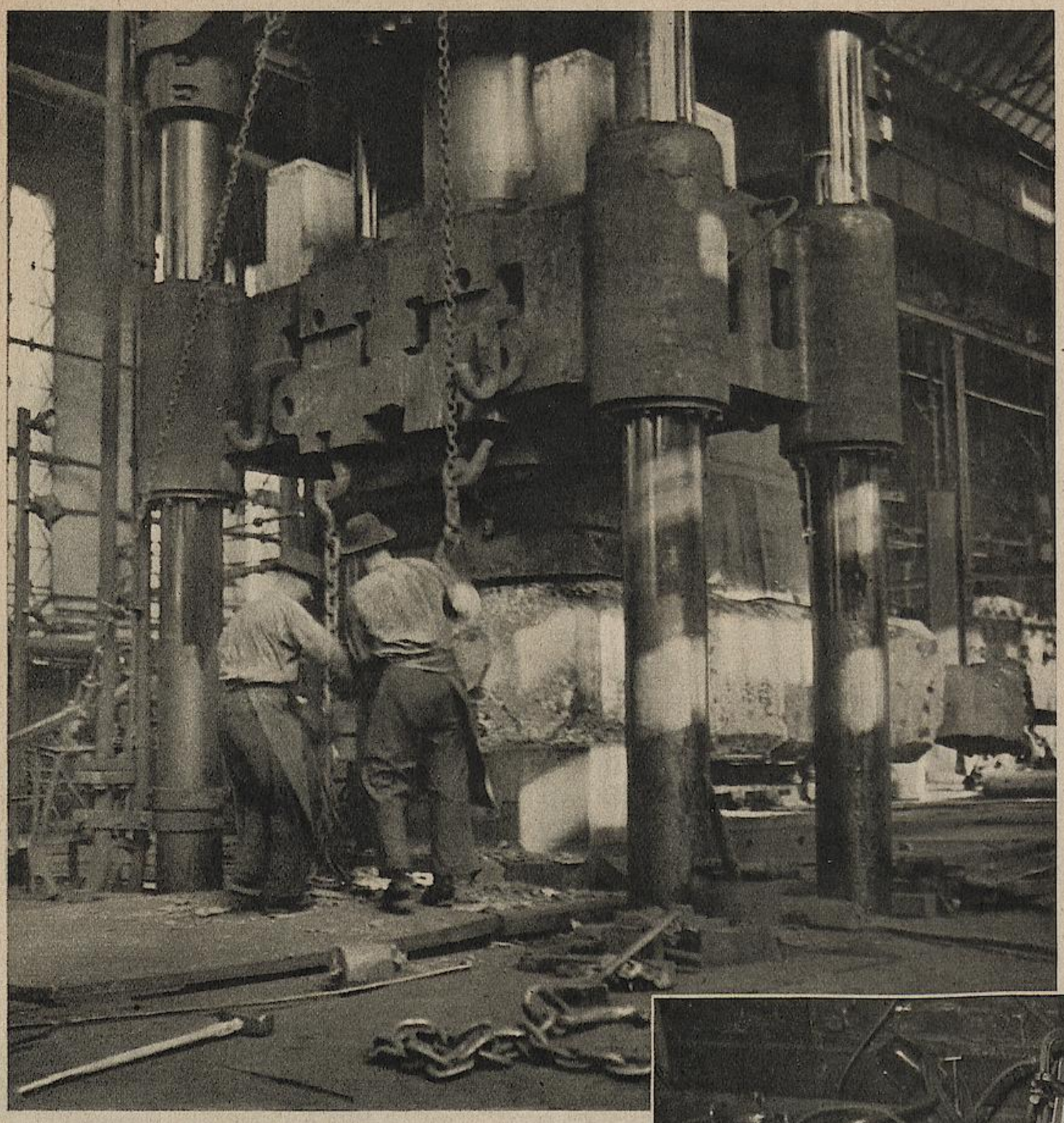
*

Bild unten:
Mechanische Werkstatt, Hüllenfabrikation

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0054

gefördert durch
Baden-Württemberg



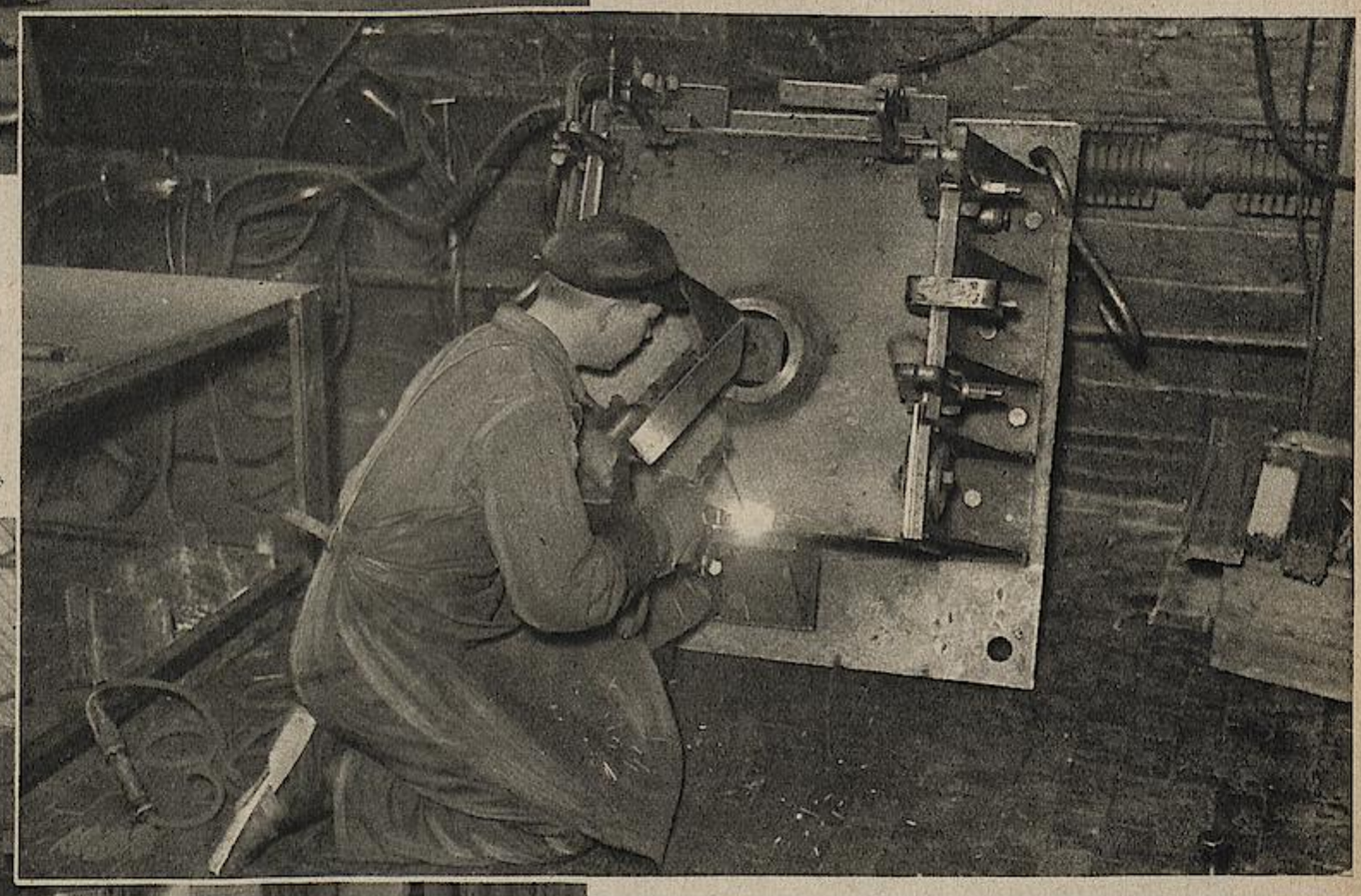
Vorschmieden eines 35-Tonnen-Stahlblocks

*

Bild rechts: Elektrische Widerstandschweißung von Ersatzteilen

*

Bild unten: Mechanische Werkstatt, Fräserei Aufnahmen: Werkfotos



gewährleistet werden. Denn an den Maschinen, die die Einzelteile herstellen, stehen Spezialarbeiter, die ihre Arbeit im „Griff" haben, deren Handfertigkeit und Fühlvermögen bewunderungswürdig ist. Und dort, wo die menschliche Hand nicht mehr ausreicht, hat man Auswege gefunden, um mit absoluter Genauigkeit die einzelnen Arbeitsgänge ausführen zu können. Sogenannte Vorrichtungen, festgespannte Rahmen, pressen die zu bearbeitenden Stücke, und die Werkzeuge können ihre Arbeit nur in einer ganz bestimmten festgelegten Richtung ausführen.

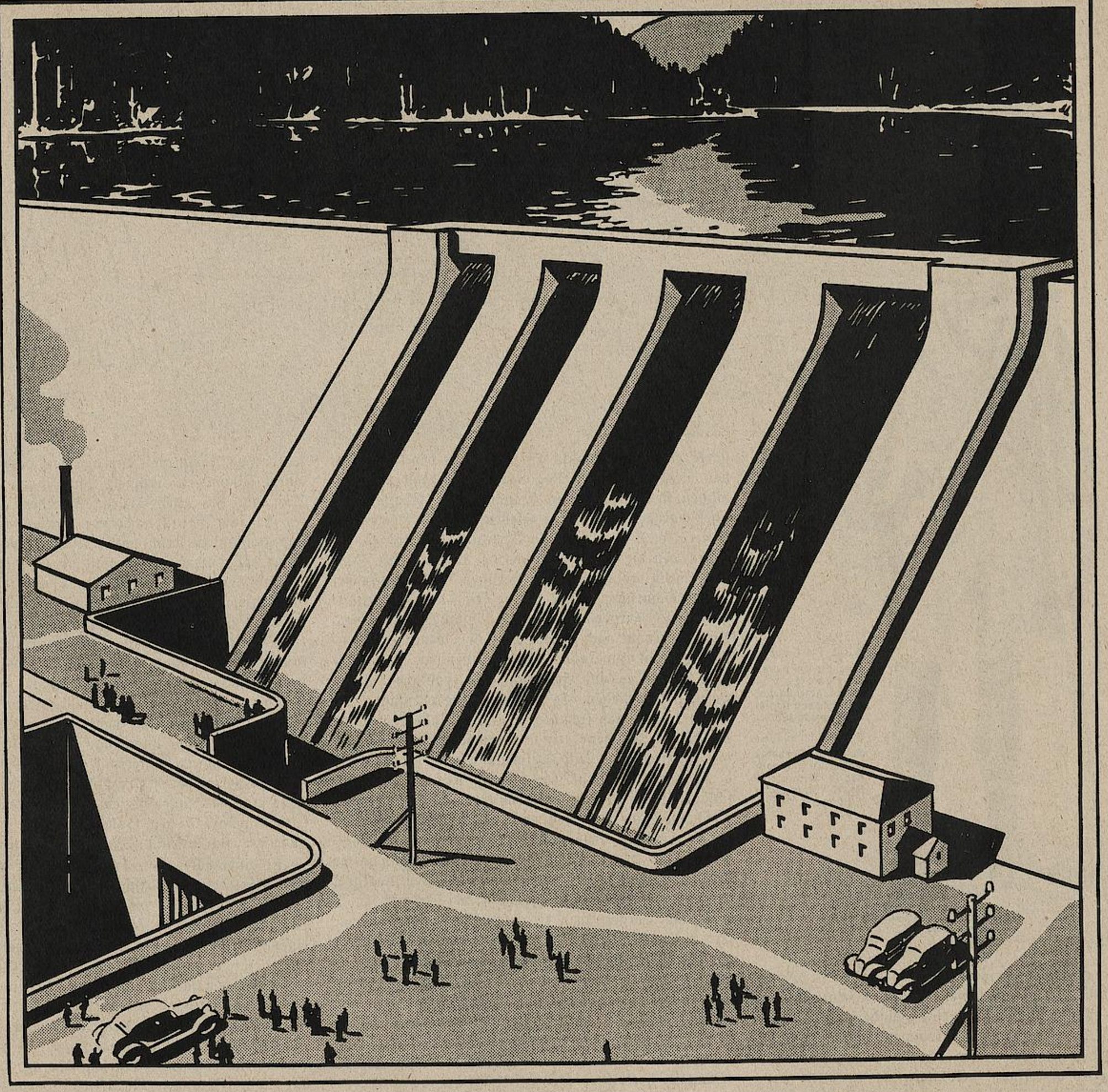
Bodenstücke, Schalen, Drehsockel, Oberlafetten- und Wiegenteile, Lafettenholme – eine verwirrende Fülle von Einzelteilen, ehe das Geschütz wirklich steht. An seinem Werden ist die Schweißerei eine der Hauptbeteiligten. In den Schweißkabinen werden die einzelnen Stücke „aneinandergenäht", unlösbar mit dem Hauptstück verbunden. Aus dickem Stahlblech werden auf besonderen Maschinen die Lafetten geschweißt, nicht mehr wie einst gegossen. Das Schweißen gibt die Möglichkeit, für eine bestimmte Druckfestigkeit zu garantieren, was beim Guß nicht möglich war. Der Zusammenbau, die Montage, ist die Endstation. Sie verlangt noch einmal viel Kunstfertigkeit, geschickte Hände, Facharbeiter, die den Anbau der Richtinstrumente, des ganzen Zubehörs vorzunehmen vermögen.

Es ist ein weiter Weg von den Feldschlangen, von den Belagerungsgeschützen einer längst vergangenen Zeit bis zu der Artillerie von heute, von den 6-, 12-, 18-, 24- und 48-Pfündern bis zu den Flaks und Haubitzen unserer Zeit. Die Technik hat inzwischen viel tausend neue Methoden erfunden, hat Maschinen in den Dienst der Fabrikation von Kanonen gestellt. Aber auch heute noch ist der Weg vom Stahlblock zum Geschütz nicht leicht und stellt an Konstrukteure und Arbeiter Anforderungen, die wahre Meisterschaft bedingen.

Arbeiter der Rüstungsindustrie und Soldaten – sie gehören eng zueinander. Die einen sind es, die die Waffe in minutiöser Kleinarbeit schaffen, von deren Handfertigkeit die Güte des Materials abhängt. Ebensoviel und vielleicht mehr noch an Zeit und Geduld, wie der Arbeiter bei der Herstellung der Waffe, muß der Soldat aufbringen, um ihre Bedienung, ihre Handhabung kennenzulernen, um die höchste Leistung aus ihr herauszuholen. Die wenn auch etwas verschieden gelagerte Aufgabe an dem gleichen Stück schafft Verbundenheit. Beiden sind Dinge und Wissen um Dinge anvertraut, in denen die Wehrhaftigkeit des Vaterlandes verankert ist.

Egon A. Schwarz

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0055
gefördert durch Baden-Württemberg



Tatkraft des Einzelnen Triebfeder großer Entwicklungen...

Wie eine Talsperre ihre Kraft über ein ganzes Land verteilt — Symbol der Sicherheit, Zuverlässigkeit und Organisation — sind die PRIVATEN BANKEN UND BANKIERS Kraftquelle und Staubecken der deutschen Privatwirtschaft, aus dem die Durchblutung des großen deutschen Wirtschaftskörpers bis in die kleinsten Wirtschaftsbetriebe geschieht. Aus der Tatkraft einzelner Führer der Finanzwirtschaft entstanden, wurde das private Bankgewerbe zu einem wichtigen Instrument der deutschen Wirtschaft. Die Persönlichkeit der leitenden Männer gewährleistet verantwortungsvolles, gerechtes und wirtschaftliches Handeln.

Das private Bankgewerbe

KREDITBANKEN • HYPOTHEKENBANKEN • PRIVATBANKIERS

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0056

gefördert durch
Baden-Württemberg

Aus dem Berliner Garnisonleben zur Zeit Friedrichs des Großen

Bild im Titel: Das Brandenburger Tor in Berlin, gezeichnet u. gestochen von Daniel Chodowiecki 1764

Bild links: Gefreiter-Korporal (Fahnenjunker) vom Reg. v. Winterfeldt Nr. 1. Lithographie v. Adolph v. Menzel

Als nach siebenjährigem schweren Ringen Preußens großer König endlich seinen Degen wieder in die Scheide stoßen konnte, da seine Feinde mit der Zeit doch zu der Überzeugung gekommen waren, daß sie ihn nicht zu Boden werfen konnten, war endlich für die Truppen die Stunde gekommen, in ihre alten Friedensgarnisonen zurückzukehren. Bürger und Bauersmann atmeten auf, daß nun Friede im Lande war.

So rückten auch allmählich die Regimenter, die in Berlin in Garnison gestanden hatten, durch die Tore der Hauptstadt wieder ein. Berlin hatte von jeher eine

In der Bildüberschrift heißt es: „Der mit seinem Kayserlichem Soldaten im Quatier, gedultige Baur"

Kupferstich aus dem 18. Jahrh. von E. Bück. Nürnberg, Germ. Museum

starke Garnison gehabt. Es standen in der Hauptstadt das älteste Infanterie-Regiment der damaligen preußischen Armee, das deshalb auch die Nr. 1 hatte. Sein Chef war bei Beginn des Siebenjährigen Krieges der General v. Winterfeldt, der Vertraute des Königs, gewesen, den die feindliche Kugel bei Moys in der Nähe von Görlitz ereilte. Auf dem Berliner Invalidenfriedhof in der Scharnhorststraße hat er seine letzte Ruhestätte gefunden. Ferner wäre das Infanterie-Regiment Nr. 13, bekannt nach seinem Chef, dem General v. Itzenplitz, der bei Kunersdorf blieb, zu nennen. Im Jahre 1762 wurde es von Friedrich dem russischen Zaren Peter III. verliehen. Es war das erste preußische Regiment, das einen fremden Monarchen als Chef hatte. An dieses Regiment erinnerte noch die Stickerei, die die Offiziere des Leib-Regiments Nr. 8 in Frankfurt a. O. vor dem Weltkriege an den Kragen und Aufschlägen ihrer blauen Uniform trugen. Es war die gleiche wie die des Regiments Itzenplitz. Ebenso berühmt, vielleicht aber noch angesehener war das Regiment Nr. 19, das den Markgraf Karl aus der Schwedter Linie der Hohenzollern zum Chef hatte. Der Markgraf Karl war ein tapferer Kriegsmann; bei Mollwitz, Hochkirch und Torgau war er verwundet worden. Aber trotz der äußerlich so rauhen Schale war er immer um das Wohl seiner Untergebenen bemüht. Als ihn einmal in Schwedt der König erstaunt fragte, wozu er denn eine so zahlreiche Dienerschaft unterhalte, erwiderte er: „Ich brauche sie nicht, aber die armen Leute brauchen mich", gewiß ein Zeichen seiner Herzensgüte. Ein Bataillon des Regiments unter Major v. Langen hatte in der Nachtschlacht bei Hochkirch den Kirchhof der Ortschaft bis zur letzten Patrone verteidigt. Auch das Regiment Nr. 23, an dessen Spitze zunächst der General v. Forcade, dann der Oberst v. Puttkammer gestanden hatte, mußte schwere Blutopfer bei Hochkirch bringen. Außer diesem Regiment gehörten noch die Regimenter Nr. 25 und 26 zur Berliner Garnison. Das erste nannte sich nach dem General v. Kalckstein, das andere nach dem Oberst v. Meyerinck. In der Schlacht bei Leuthen hatte es zur „Attacke", wie man die vorderste Sturmkolonne damals nannte, des Generals v. Wedell gehört, und der Fahnenjunker der Leibkompanie v. Barsewitsch — er hat uns seine Erinnerungen hinterlassen — wurde vom Großen König persönlich auf die Verschanzungen des Feindes angesetzt. Dann finden wir das Regiment Nr. 34, das von Friedrich dem Großen in Ruppin bei seiner Thronbesteigung errichtet worden war und dem er seinen jüngsten Bruder, den Prinzen Ferdinand, zum Chef gab. Prinz Ferdinand war bekanntlich der Vater des Prinzen Louis, der 1806 bei Saalfeld blieb. Den Beschluß an Infanterie-Regimentern bildete das Füsilier-Regiment v. Bülow Nr. 46, das besonders wegen seiner schwarzen Abzeichen auffiel. Vor seiner Front war in der Schlacht bei Zorndorf der Große König vom Pferde gesprungen und hatte einem Standartenjunker die Fahne aus der Hand genommen, auf diese Weise die Truppe anfeuernd, dem linken Flügel seines Heeres, dessen Angriff abgeschlagen worden war, neuen Halt zu gewähren.

Verhältnismäßig schwach war die Kavallerie vertreten. In Berlin stand eine Eskadron der Garde du corps zur persönlichen Dienstleistung für den König, ferner das Regiment Gens d'armes, das ebenfalls zur Garde-Kavallerie rechnete, und das Leib-Husaren-Regiment des alten Zieten. Daneben gehörten noch zur Berliner Garnison mehrere Formationen Artillerie und Pontoniere, auch das Kadettenkorps, die Pflanzschule der Offiziere, darf nicht vergessen werden.

Zur Zeit des Soldatenkönigs war die Mehrzahl der Regimenter noch in Bürgerquartieren untergebracht. Aber da sich durch diese Einquartierungslasten große Unzuträglichkeiten ergaben, wurden auf Befehl des Königs am Festungswalle zwischen dem Königs- und dem Spandauer Tor Baracken errichtet. Im Laufe der Zeit waren diese aber so baufällig geworden, daß es, falls die Gesundheit der dort einquartierten Soldaten nicht leiden sollte, unbedingt notwendig wurde, für diese eine andere Unterkunft zu schaffen. Kurz entschlossen befahl der König, daß alle Juden, die in Berlin keine eigenen Häuser hatten, die Baracken zu beziehen hätten, während den Soldaten die früheren Judenquartiere als Unterkunft zugewiesen wurden.

An einer guten Unterbringung seiner Soldaten war König Friedrich natürlich ebenso gelegen. Die Fertigstellung von Bauten, die schon vor dem Ausbruch des Krieges begonnen waren, wurde nun mit Eifer fortgesetzt. In der heutigen Alexandrinenstraße entstanden Ställe für das Zietensche Leibhusaren-Regiment. In dieser Kaserne hat bis zum Weltkriege eine Schwadron des 1. Garde-Dragoner-Regiments gelegen. Die Mannschaften des Zietenschen Regiments waren am Rondell, dem heutigen Belle-Alliance-Platz, in der südlichen Linden- und in der Wilhelmstraße einquartiert. Für das Füsilier-Regiment Nr. 46, das sogenannte schwarze Füsilier-Regiment, erstand am Schlesischen Tore in der Köpenicker Straße eine neue Kaserne, die nach den Befreiungskriegen das Garde-Schützen-Bataillon bezog und nach deren Übersiedlung nach Groß-Lichterfelde die Garde-Pioniere beherbergte.

Auf dem Friedrichstädtischen Markt zwischen der Mohren- und Französischen Straße ließ der König die Ställe für das Regiment Gens d'armes abreißen und der Platz erhielt den Namen Gendarmenmarkt. Derselbe wurde verschönt durch die Errichtung des Gebäudes für die Lotteriedirektion an der Ecke der Mohrenstraße. Die Pferde des Regiments kamen Unter den Linden in den zu ebener Erde gelegenen Räumlichkeiten der Akademie der Wissenschaften, dort wo sich heute die Staatsbibliothek befindet, unter.

Am Oranienburger Tore entstand die allen alten Berlinern bekannte „Reitende Artillerie-Kaserne", die wohl ihren Namen einem Manne verdankt, der mit der deutschen Sprache nicht gerade auf gutem Fuße stand. Sie wurde mit Reliefs geschmückt, die dann später beim Neubau des Moabiter Kasernenviertels nach dort gebracht wurden, wo man sie jetzt noch bewundern kann. Jenseits der Spree in der Friedrichstraße erhielt auch das ehemalige Winterfeldtsche Regiment eine neue Unterkunft. Nach den Befreiungskriegen standen hier bis zur Auflösung des alten Heeres zwei Bataillone des 2. Garde-Regiments. Heute brüten die Steuerbeamten eines Finanzamtes in den gleichen Räumen, in denen einst friderizianische Grenadiere aus- und eingegangen waren, über Steuerveranlagungen, aber die alte preußische Einfachheit und Sauberkeit, die hier stets geherrscht hatte, ist die gleiche geblieben.

Dr. Lezius.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0057
gefördert durch Baden-Württemberg

Zum Totensonntag: Das Ehrenmal in Berlin.

Aufnahme: Strietholt, Berlin

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0058

gefördert durch
Baden-Württemberg

Von „Alarm" bis „Zapfenstreich"

Eine Plauderei über den Ursprung der internationalen militärischen Sprache

Soldaten marschieren und kämpfen in aller Herren Länder. Das taten die Legionäre des alten Rom, die deutschen Landsknechte des Mittelalters, die Soldaten und besonders die Offiziere des 17. und 18. Jahrhunderts, die Waffendienst nahmen, wo sie Sold und Ruhm erwerben konnten, das taten die Grenadiere des Kaisers Napoleon und die grauen Soldaten des großen Krieges.

Und sie kämpften mit oder gegen Soldaten fremder Völker, unter Führern, die eine fremde Sprache hatten. So fanden sie mit den Kumpanen eine Soldatensprache, die alle verstanden, und nahmen Fachausdrücke der Kommandosprachen in ihren militärischen Wortschatz auf: Das Italienisch der Renaissance, das Französisch der Barock- und der Kaiserzeit, Brocken von Spanisch und Arabisch und alte urdeutsche Begriffe des Kriegshandwerks.

Da findet sich zum Beispiel der „Landsknecht", der Waffenknecht aus den kaiserlichen „Landen" — im Gegensatz zu den Schweizer Reisläufern — und die „Hellebarde" — eigentlich Helmbarte (Barte = Beil, Axt; Helm, Holm = langer Stiel). Die „Pickelhaube", die ursprünglich mit einem Pickel, einer Spitze, nichts zu tun hatte, sondern als Beckel- oder Beckenhaube der runde Eisenhelm des frühen Mittelalters war. Das „Bollwerk" (eine aus Bohlen gezimmerte Lager- und Stadtbefestigung), aus dem das französische Boulevard entstand, die „Garde" (aus dem germanischen warda = Wache). Der „Kamerad" ist der Mann, der die Kammer teilt, und mit „Spießgesell" bezeichnete man früher in durchaus ehrenwertem Sinne den Waffengenossen. „Alarm" ist der ursprüngliche „deutsche" Waffenruf, der erst später vom Französischen in à l'armes = „Zu den Waffen!" entlehnt worden ist, und die „Bagage", die der Landsknecht „Plunder" nannte (daher das Wort „plündern"), ist ebenfalls urgermanischer Herkunft, von baggi = das Bündel, das Gepäck, und ist über das Niederländische in die französische Heersprache gekommen. Dies alles sind also gute deutsche Wörter, die in die internationale Soldatensprache übergegangen sind, dazu kommen nun Ausdrücke, die das Volk verwendet, ohne ihre militärische Herkunft zu kennen: Der „Laufpaß" wurde einem abgemusterten Soldaten gegeben, ein Papier, das ihn als vorschriftsmäßig entlassen auswies, und der Begriff „Lauffeuer" stammt von der alten primitiven Art der Fernzündung, bei der man einen Streifen Schießpulver ausstreute und abbrennen ließ.

Aus dem Italienischen stammen unendlich viele Ausdrücke, die sich auch in unserer Sprache Heimatrecht erworben haben, wie z. B. der „Soldat" (aus ital. soldo = Goldmünze), oder der „Korporal" (ital. caporale = Hauptmann). Von dem italienischen Wort casa = Haus kommt die „Kasematte", das ist ein lichtloses Haus, und das „Kasino", ein kleines Haus; „Kaserne", eigentlich casarme, heißt Waffenhaus (casa = Haus, arma = Waffen), die „Palisade" (pallizata) ist Pfahlwerk, aus citta = Stadt ist „Zitadelle", Stadtburg, entstanden. Der „Marketender" ist eine verbalhornte Form von mercatante = Händler, und „Faschinen" (aus fasces) sind Reisigbündel, die zur Befestigung von Erdwerken dienen.

Eine „Brigade" ist eine Kampfabteilung (aus italienisch briga = Streit), und eine „Salve" ist — nach dem lateinischen salvere (begrüßen) — ein erster gemeinsamer Gruß aus allen Geschützen oder Gewehren. Das Wort „Scharmützel" aber ist wieder germanischen Ursprungs. Das deutsche „schirmen" = schützen, verteidigen, ist vom Italienischen in schermire = fechten entlehnt worden, daraus entstand scaramuza = Gefecht, und das nahmen die deutschen Landsknechte als „Scharmützel" wieder in ihre Soldatensprache auf.

Die Ausdrücke lateinischer Herkunft sind durch italienische, altdeutsche, französische oder spanische Abwandlungen in den allgemeinen militärischen Sprachschatz übergegangen, so „Kavallerie" (aus lat. caballus = Pferd), „Kommiß" (commissum = anvertrautes Staatsgut), „Kompanie" (companium = Brotgenossenschaft) — aus der natürlich auch der „Kumpan" entstand. Der „Major" (major = der Höhere), der „General" (generalis = allgemein), also der, der alles unter sich hat, der „Adjutant" (von adjutare = unterstützen) der Gehilfe eines höheren Führers. „Munition", ursprünglich die Bezeichnung für Befestigung, wird über das Französische zum Begriff des allgemeinen Kriegsbedarfes und zuletzt speziell des Schießbedarfes. Ähnlich ist der Begriff „Artillerie" gewandelt worden, das aus articula = die Befestigungskunst auf die Bestückung der Befestigungswerke übergegangen ist. Gerade die Artillerie hat allerhand Wörter entstehen lassen, die interessant zu untersuchen sind: Das „Kaliber" ist arabischen Ursprungs (kalib = Form), die „Kartusche" stammt vom italienischen cartoccia, das ist grobes Papier, in das man die Geschützteilbladung gepackt haben mag. Die „Granate", die ja zuerst eine Kugelform hatte, erhielt ihren Namen durch den Vergleich mit dem kerngefüllten Granatapfel. (Der „Grenadier" ist ursprünglich ein Infanterist, der auch mit Handgranaten bewaffnet war.)

Die führende französische Kriegskunst des 16. und 17. Jahrhunderts hat bis heute in den meisten Heeren der Welt waffen- und befestigungstechnische, taktische Ausdrücke und militärische Ranggrade beeinflußt, gleichviel, woher sie eigentlich stammten.

So sind Wörter wie Leutnant (lieu-tenant = Statthalter), Gendarm (gens d'armes = Bewaffneter), Ronde, Rotte, Etappe (estapel, vom niederländischen Wort stapel), Bajonett (die Stoßwaffe aus den Werkstätten von Bayonne), Menage (aus lat. mansio = der Aufenthalt) und das Biwak (die alte deutsche „Beiwacht") durch die französische Armeesprache Allgemeingut geworden.

Originell ist die Entstehung von einigen Begriffen, wie zum Beispiel dem des „Dragoners". Dragon = der Drache (nämlich der feuerspeiende!) nannten die Franzosen eine halblange Schußwaffe der leichten Reiter, daher „Dragoner", — oder dem des „Husaren": In Ungarn mußte nämlich von 20 Ausgemusterten einer Reiter werden; husz heißt ungarisch 20, ein Husar war also einfach ein „Zwanzigster". Ebenfalls aus Ungarn, wo bei der Aushebung merkwürdige Gesichtspunkte gegolten zu haben scheinen, stammt das Wort „Heiduck". Damit bezeichnete man den Infanteristen, aber eigentlich ist es der Plural von haidu = „Räuber".

Aber mit der Zuverlässigkeit der Aushebung mag es damals überhaupt nicht weit her gewesen sein, daran erinnert unser Ausdruck: „Ein unsicherer Kantonist". In der friderizianischen Zeit wurden die Aushebungsbezirke „Kantons" genannt, und die Brüder, die sich bei der mehr oder weniger freiwilligen Aushebung oder bald danach zu verdrücken suchten, wurden als „unsichere Kantonisten" bezeichnet.

Etwas aber, was alle Soldaten gern getan haben und noch heute gern tun: Einen ordentlichen Schluck trinken! Das hat ein kluger Führer ihnen immer gern gegönnt. Aber auch die Nachtruhe war wichtig, und um die Kerle wirklich radikal zum Schlafengehen zu zwingen, gab es nur ein Mittel: auf ein zu bestimmter Zeit geblasenes Signal mußten sämtliche Kneipwirte und die Marketender der Heerlager die Zapfen in die Schankfässer treiben und damit der feuchten Fidelitas ein unwiderrufliches Ende machen. Daher nennen Soldaten bis auf den heutigen Tag dieses Signal „Zapfenstreich". Wolf Neumeister

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0059
gefördert durch Baden-Württemberg

Kreuzer „Emden" fährt nach Ostasien

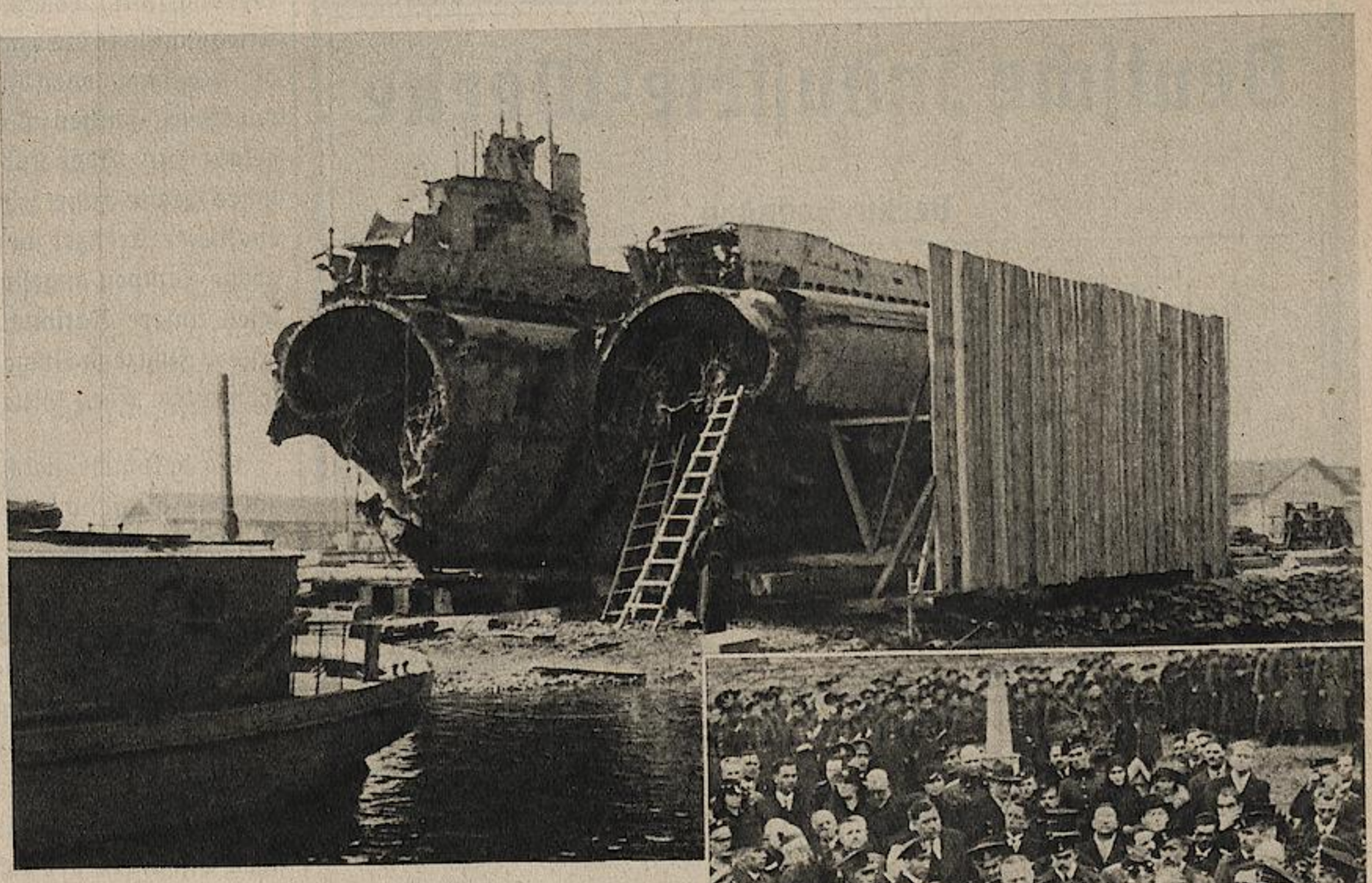
Sonderbericht vom ersten Teil der Weltreise:

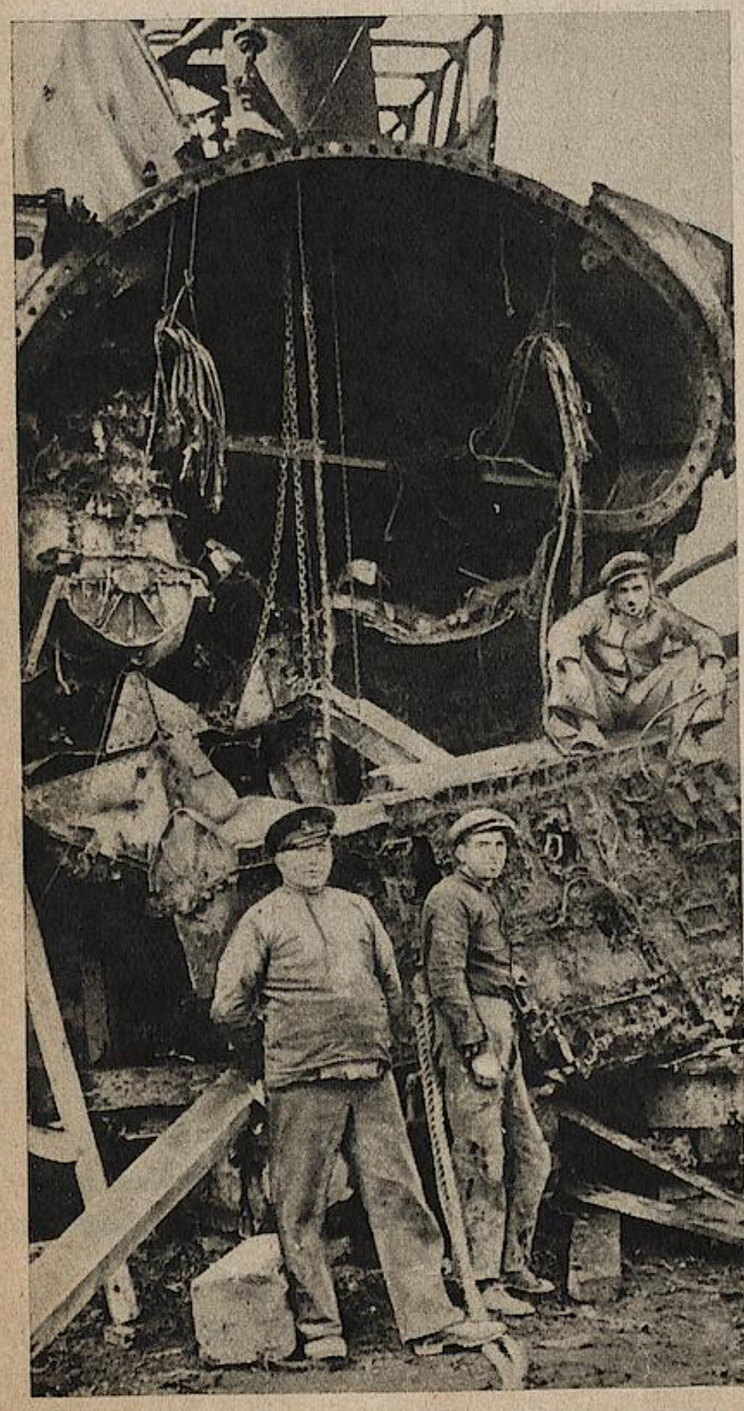
von Leutnant z. S. Hockemeyer

Im Mittelmeer

Strahlend scheint die Sonne auf die „Emden", die inmitten unwahrscheinlich klaren, blauen Mittelmeerwassers in einer der vielen Buchten Sardiniens sich auf das Einlaufen in ihren ersten Auslandshafen Cagliari, die Hauptstadt dieser Insel, vorbereitet hat. Teils hellgrün, teils rötlich braun ziehen sich die Uferhänge entlang der Bucht vor der bläulichen Silhouette der hohen Berge im Inselinneren. Sind es erst acht Tage, die zwischen unserem Auslaufen aus Wilhelmshaven und dem heutigen Sonntag liegen? Mit dem Wechsel der Umgebung, dem Uebergang des kühlen Spätherbstes der Nordsee zu leuchtender Sonne und Wärme des Mittelmeeres haben wir den Maßstab für die Zeit verloren, diese Feststellung drängte sich förmlich auf, als wir gestern die Uebertragung unseres Auslaufens vom Hamburger Rundfunk in der Stunde der Wehrmacht hörten. Gewiß haben wir das, was dort gesagt wurde, miterlebt, wir können es beim besten Willen nicht ableugnen, aber es ist uns wie ferne Vergangenheit, eine Erinnerung, überdeckt von dazwischenliegenden Eindrücken. Eben außenbords geschwommen, in der Sonne gelegen, und ich soll mir noch vorstellen können, wie wir fröstelnd im Mantel an Deck standen, die Ehrenkompanie auf der Schleuse angetreten war, und unsere Kapelle wenig tröstend für die Zurückbleibenden „Wem Gott will rechte Gunst erweisen" spielte? Es liegen eben doch mehr als gewöhnliche acht Tage dazwischen, Tage, die trotz gleichmäßiger Seefahrt immer und für jeden einzelnen Neues brachten. Wir haben eine junge Mannschaft an Bord, und erst mit dem endgültigen Auslaufen stellt sich jeder auf die Tatsachen ein, daß wir von nun an über ein halbes Jahr zusammen sein, alles Schöne und vielleicht auch Widrige gemeinsam erleben werden, eine auf sich selbst gestellte Gemeinschaft sind, alle am selben Strang zu ziehen haben, um alle uns gestellten Ziele zu erreichen, sei es für das Schiff als solches, sei es für die Welt, der wir unsere Flagge zeigen. In diesen acht Tagen hat jeder von sich aus Stellung genommen, hat sich eingefügt in das Leben und Wirken, das ein Auslandskreuzer bedingt, und ist mit diesem Neuerworbenen ein Stück weiter und anders geworden.

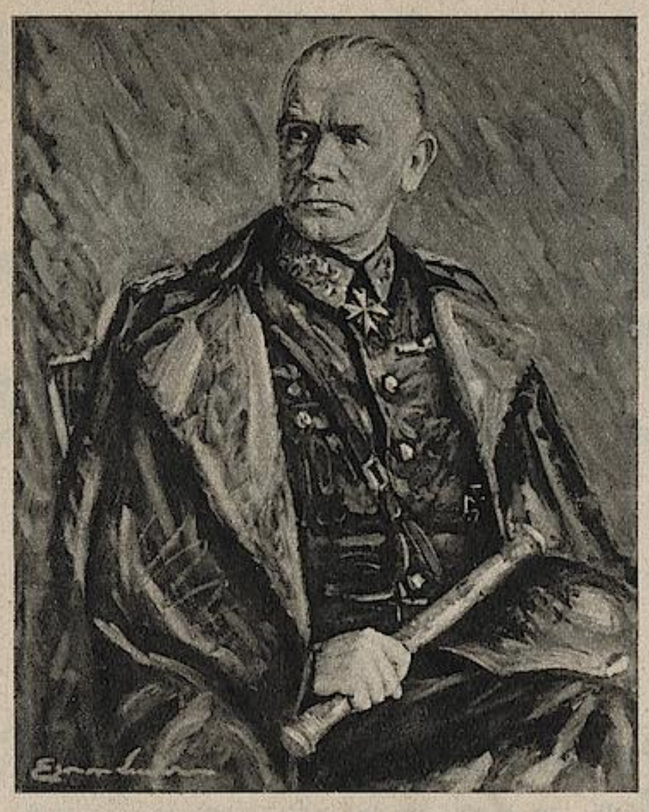
Ruhig und schön war die Fahrt bis hierher, Sonne von vorn, Wind von achtern. Wir nennen es den Rivierakurs, und niemand hat etwas dagegen, es sei denn der Erste Offizier, der seinen schönen neu gemalten Gefechtsmast schwärzer und schwärzer durch den Schornsteinqualm, der von achtern herübergeweht wird, werden sieht. Selbst im eng-





Unsere Bilder zeigen das 1917 auf eine russische Mine gelaufene deutsche U-Boot „U B 45" nach der Bergung an Land und – Bild rechts – die feierliche Beisetzung der gefallenen Besatzung.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0060
gefördert durch Baden-Württemberg



Für den Vertrieb in der Wehrmacht freigegeben!

Hervorragender

10-Farben-Kunstdruck

wirkt wie ein Originalgemälde. Das Original wurde mehrfach mit Preisen ausgezeichnet.

Größe 80 x 64 cm. Preis RM. 12,50.

Dieses Bild, gleich gerahmt in massiv Eiche oder erstklassigem Goldrahmen von RM. 19,50 an.

Ein Schmuck in jedem Raum!

Für Wehrmacht, Behörden und Private.

Verlangen Sie Prospekt.

Zu beziehen durch den Kunsthandel oder vom Alleinverleger

Sturm-Plakat-Verlag

Berlin W 30, Motzstraße 38

Deutsche Industrie-Werke

AKTIENGESELLSCHAFT

Freiheit 4-7 **Berlin-Spandau** Tel.: Spandau 7 0012

Gießereien

Grauguß: Für den gesamten Maschinen- und Apparatebau, Massenartikel für Formmaschinen, Zylinderguß, hochwertiger Spezial-Grauguß

Schwermetallguß: Messing-, Rot- und Bronzeguß

Leichtmetallguß: Aluminium, Silumin, Silumin-Gamma, Elektron, Hydronalium

Modelltischlerei — Modellschlosserei

Maschinenfabrik

Allgemeiner Maschinenbau

Zieh-, Preß- und Schmiedeteile: roh und fertig bearbeitet für den Auto-, Motorrad- und allgemeinen Maschinenbau

Insonderheit: Rahmengarnituren, Bremstrommeln, komplette Bremsen, Hinterachsbrücken, Kardanrohre

Leichtmetallschmiede- und Preßteile — Bearbeitung aller Gußerzeugnisse

Werkzeugbau: Gesenke, Schnitte — Vorrichtungen

lischen Kanal empfängt uns kein Nebel, wie er eigentlich für diese Jahreszeit zuständig wäre. Der einzige und damit stärkste Eindruck, den man vom Kanal sonst mit sich nimmt, ist das immerwährende Heulen der Nebelsignale, das so ermüdende Hineinstarren und Horchen in den dicken Dunst, entgegenkommende und überholende Fahrzeuge auszumachen, und das in einer Atmosphäre, in der man nur mit Mühe den eigenen Bug erkennt. Nichts davon auf dieser, der siebenten Ausfahrt des Schulkreuzers „Emden" zu großer Fahrt. Mit zwölf Meilen laufen wir unter der englischen Küste mit ihren weißschimmernden Ortschaften und Steilküsten entlang, die Biscaya ruhig und sonnig, nur die immerwährende Dünung rollt lang in die Bucht hinein und läßt das Schiff gleichmäßig schwingen. Die ersten Delphine spielen um uns, gleiten und glitzern mit unheimlicher Geschwindigkeit und Eleganz, schnellen sich meterweit aus dem Wasser, untertauchen den Kreuzer, tun als ob wir zu ihrem Vergnügen hier durch das Wasser rauschten.

Die spanische Küste bleibt wolkenverhangen hinter uns, über Portugal erst klart es auf, deutlich liegen Cap Vincents tote steile Felsen, unter denen Nelson zum ersten Male von sich reden machte, jetzt in der glasklaren Luft. Der Dampferverkehr wird reger, ein großer italienischer Passagierdampfer überholt uns, hier drängt sich schon der gesamte Verkehr, der aus, in oder durch das Mittelmeer führt, zusammen. Dauernd steht die Ehrenwache auf dem Sprung, mit Gewehren, Trommel und Horn, etwa dicht passierenden anderen Kriegsschiffen die zustehenden Ehrenerweisungen zu geben. Auf See sind die Menschen eben höflicher als zu Lande. Und bei dieser Massenansammlung von Kriegsschiffen aller Nationen in und um Spanien können wir auf einiges gefaßt sein. Aber nur ein portugiesisches Torpedoboot blinkt uns ein freundliches „Gute Fahrt" herüber, und erst später gleitet in großer Entfernung ein englischer Kreuzer vorbei. Im Topp weht die Kriegsflagge, bei Nacht durch große Lampen angestrahlt, um anfliegenden spanischen Flugzeugen beider Parteien unsere Nationalität einwandfrei erkenntlich zu machen. Dazu sind noch unsere Flugzeug-Abwehr-Geschütze bei Tag und Nacht besetzt, falls sich jemand trotz allem irren sollte und seinen Bombensegen auf uns loswerden will.

So bekommt gleich ein Teil der jungen Besatzung einen Begriff davon, wie sich das alltägliche Leben im Ernstfalle abspielen würde, vier um vier Stunden Wache, angezogen schlafen in der Nähe der Gefechtsstation, daran muß man sich erst gewöhnen. Gewiß ist das in Friedenszeiten ein Ausnahmefall, aber ganz allgemein entsteht für außerhalb der Marine Stehende leicht ein falsches Bild von unserem Dasein auf einem Auslandskreuzer. Wo man von ihm liest, wo er in Erscheinung tritt, immer stehen die Empfänge, die Ausflüge und sonstigen Veranstaltungen im Vordergrund, die regelmäßige Ausbildungsarbeit, die Arbeit, die aus dem toten Material erst eine lebendige Kampfeinheit unter allen und jeden Umständen macht, die Arbeit, die unsere Kadetten zu den künftigen Offizieren der Kriegsmarine formen soll, fällt nicht so in die Augen, denn da sind wir unter uns, jeder ein kleines Rädchen, von dem doch der Gang dieser so komplizierten Maschine eines modernen Kriegsschiffes abhängt. Schwer, wenn nicht unmöglich ist es, einen Einblick in dieses Leben zu geben. So viel man auch erzählen mag, und wir erzählen bekanntlich wirklich gern und viel, dieses Zusammenarbeiten und Leben von in diesem Falle über 650 Männern auf engbegrenztem Raum bleibt doch für jeden, der es nicht miterlebt, ein Geheimnis.

Das Mittelmeer empfängt uns mit einer langen von Osten nach Westen setzenden Dünung. Gibraltar liegt wie ein riesendimensioniertes Urweltlier mit dem Gesicht nach Afrika gewandt, wie gespannt zum Sprung auf diese leblose, verwitterte Bergküste. Städte und kleine Ortschaften klammern sich ohne erkennbares Grün an den farblosen Boden, wie um für ihre bloße Existenz um Entschuldigung bittend. Nur Algier, das wir ansteuern, liegt breit in der Bucht, meilenweit sich hinstreckend, mit qualmenden Schornsteinen, Hochhäusern, überragenden Moscheen, ein in sich geschlossener Komplex, dem Boden abgerungen und aufgezwungen. Und während draußen Afrika, für die meisten zum ersten Male, vorbeigleitet, geht an Bord unser Dasein weiter, eingeteilt vom Wecken um 6 Uhr, bis abends der letzte Pfiff „Ruhe im Schiff, Licht aus!" unter den schon aufgehängten Hängematten verhallt. Jeder Tag ist ausgefüllt, Gefechtsdienst, Unterricht, Reinschiff, praktische Arbeiten, Sport, ab und zu unterbrochen von Boje-über-Bord-Manövern, im Dienst und Lesen und Briefeschreiben in der Freizeit. Dann klettert jeder in seine Hängematte, nur hier und da stehen noch kleine Gruppen zusammen, erzählen sich etwas, das sind die Stunden, wo man einander persönlich nahekommt, wo man sich manches durch den Kopf gehen läßt, wozu man den Tag über nicht gekommen ist, wo alles Neue und Unbekannte, das die letzte Zeit gebracht, eingeordnet und gesichtet wird. Es sind mit die schönsten Stunden.

Morgen erwartet uns der erste Auslandshafen, seit Tagen spielt die Kapelle als Abschluß ihres täglichen Nachmittagsständchens die beiden italienischen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0061
gefördert durch Baden-Württemberg

Nationalhymnen, den Marcia Real und die Giovenezza. Wie wird dieses Cagliari sein, wie wird südliches Land aussehen, wie werden sich die Menschen geben? Für unsere junge Mannschaft wird es das erste große Auslandserleben sein, das Erleben, das nur wenigen Deutschen geschenkt werden kann. Morgen streifen die ersten deutschen Seeleute seit sechs Jahren wieder durch die uralten, einst von Römern und Karthagern erbauten Straßen der Hauptstadt Sardiniens.

Im Schwarzen Meer

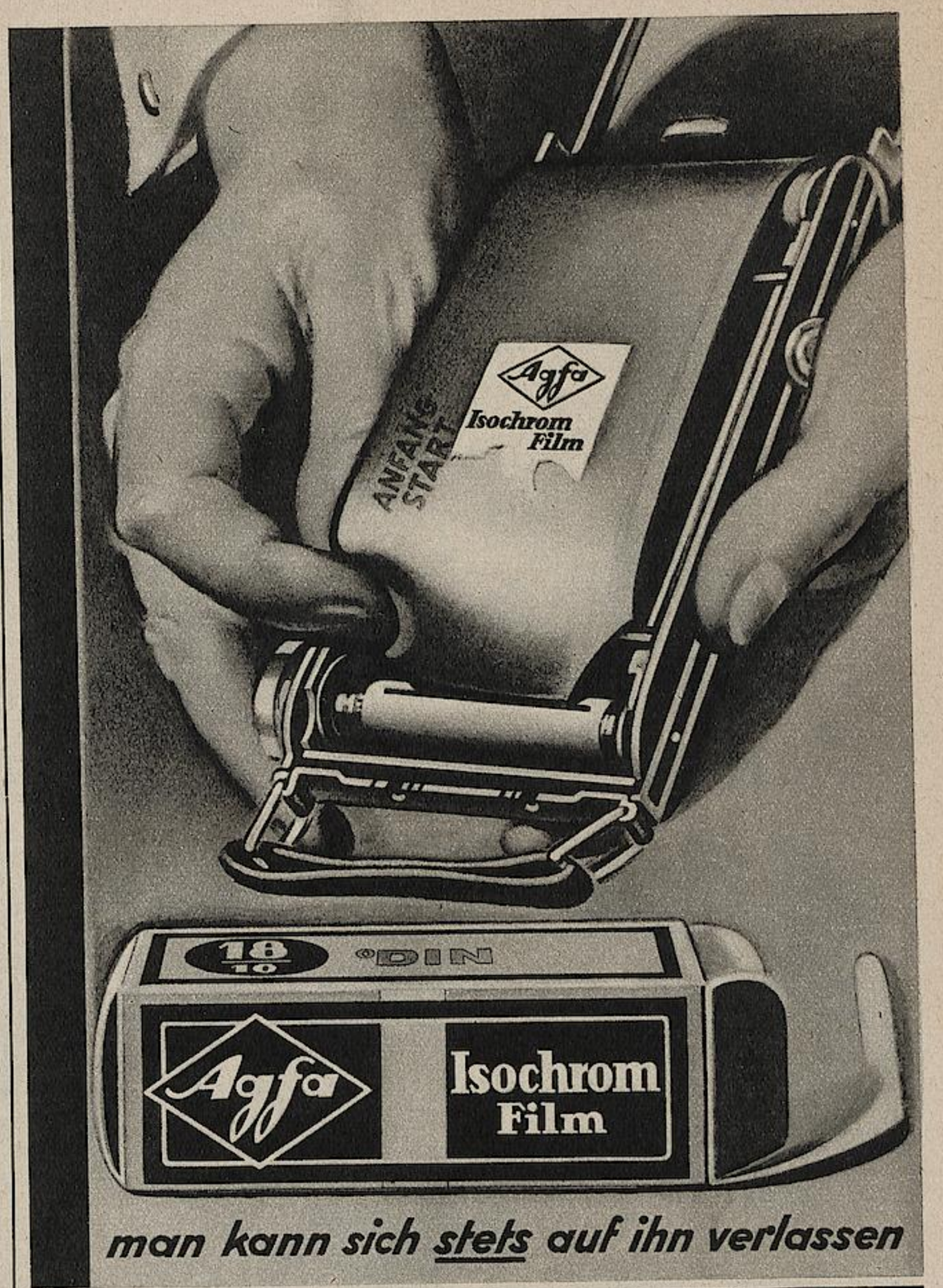
Zwischen Europa und Asien gleitet die „Emden" in die Meerengen. Zum Greifen nahe liegen die beiden Ufer im ersten Sonnenlicht, zur linken die kahle und felsige Halbinsel von Gallipoli, zur rechten das asiatische Ufer, sanfter und weicher in seinen Konturen. Wir wissen, hier tobte vor 21 Jahren ein Kampf, der in seiner Größe, seiner Erbitterung und seinem Todesmut auf beiden Seiten dem um Verdun und Flandern nicht nachstand. Deutsche und Türken auf der einen Seite, festgebissen in diese Felsen, die jetzt vor uns im Sonnenschein liegen, unter dem Geschoßhagel einer ganzen Flotte modernster Großkampfschiffe, ohnmächtig, das rasende Feuer zu erwidern, und dann, als der Augenblick gekommen, doch Welle auf Welle der landenden feindlichen Truppen zurückschlagend, auf der anderen Seite Schiffe und Regimenter der Alliierten, Regimenter aus Schottland, Neuseeland, aus allen Teilen der Welt, entschlossen und erbittert um diese so wichtige Straße kämpfend, daß es uns heute wie eine Heldensage aus alten Zeiten erscheint, und doch sind es erst zwanzig Jahre, die dazwischen liegen. In diesem Bewußtsein blicken wir auf die zerfetzten Forts, sehen die Buchten, in denen die Wracks der mächtigen Schiffe liegen, die ganze Größe dieser Zeit gewinnt vor unseren Augen noch einmal Gestalt.

Weiter hinauf durch die Dardanellen geht unsere Fahrt, zwei mit weißen Steinen in die Berge eingelassene Daten-leuchten in Riesenlettern herüber, das des 18. März 1915, des entscheidendsten Tages im Kampf um diesen Verbindungsweg mit dem Hilfe erbittenden Rußland, und das des 20. Juli 1936, des Tages des Abschlusses der Konferenz von Montreux, die der Türkei die Wehrhoheit in den Meerengen wiedergab. Durch das Marmarameer, den Bosporus, an Konstantinopel mit seinen Minaretts und Moscheen, die dem Stadtbild das Gepräge geben, vorbei, führt unsere Fahrt nach Varna uns an Orten vorüber, die die Geschichte zweier Jahrtausende lebendig werden lassen. Der Kampf um Troja, die Heereszüge eines Xerxes, Alexanders des Großen, die Taten Konstantins des Großen, die Kreuzzüge des frühen Mittelalters, der Weltkrieg, alles einmal Gehörte und Gelesene erhält Fleisch und Blut und verliert allen Staub und Trockenheit der Buchstaben.

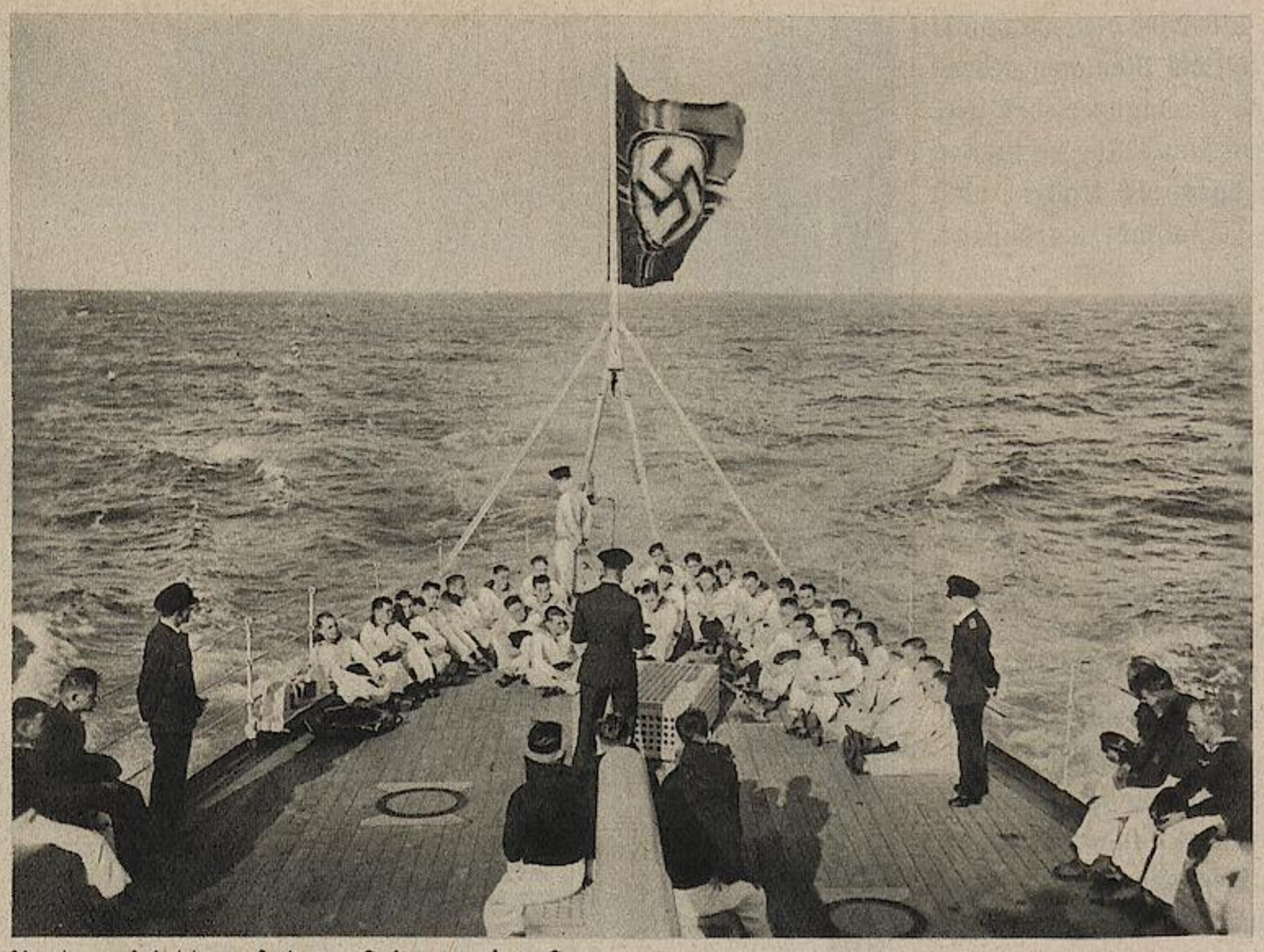
Hafen von Varna

Als erstes deutsches Kriegsschiff seit dem Auslaufen unseres letzten U-Bootes während des Großen Krieges kommen wir nach Varna, einem der beiden Häfen des Landes, das mit uns vier Jahre lang Schulter an Schulter gekämpft, mit uns die Diktate der alliierten Feindmächte und ihre Folgen hat über sich ergehen lassen müssen. Weit liegt Bulgarien von Deutschland, so weit, daß sich wohl wenige von uns ein rechtes Bild dieses Landes machen konnten. Ich muß gestehen, daß meine stärkste Berührung mit Bulgarien von einer großen grünlichen Briefmarke mit einem sehr ernst ausschauenden Manne in Uniform und einem kleinen leuchtturmähnlichen Behälter, der penetrant nach Rosen roch, herrührte, und das war auch schon eine lange, lange Zeit her. So wurde es also allmählich Zeit, diesem allzu sichtbaren Mangel meiner Allgemeinbildung abzuhelfen. Gewiß lernen wir alle Länder, die wir auf unseren Reisen berühren, nur peripherisch kennen, müssen uns dessen bewußt sein in unserem Urteil, aber diese Fülle der Eindrücke in wenigen Tagen vermittelt uns doch ein Bild, das wenigstens in seinen großen Umrissen uns deutlich vor Augen bleiben wird. Und gerade in diesem Hafen wird es uns leichtgemacht, leicht durch die Herzlichkeit, mit der wir begrüßt werden, durch die rührende Mühe, die sich Marine, Heer und Zivilbevölkerung geben, uns die Tage in Varna so schön, interessant und inhaltsreich zu machen, wie nur irgend möglich.

Allem anderen voran steht der Besuch des Zaren der Bulgaren an Bord, der die Front der Divisionen abschreitet, sich für alles und jedes interessiert, Fragen stellt, die aus ehrlichem Interesse kommen und die eine erstaunliche Sachkenntnis verraten. Die königliche Familie bewohnt während der Sommer- und Herbstmonate das Schloß Euxinograd ganz in der Nähe Varnas. Es liegt inmitten eines Naturparks, wie er sich schöner kaum denken läßt, auf der einen Seite vom flachen Ufer aufwärtsstrebend, auf der anderen an eine Steilküste grenzend, die an die Ufer Rügens in der Gegend zwischen Saßnitz und Stubbenkammer erinnert. Das Schloß selbst ist umgeben von einer verschwenderischen Blumenpracht, aber alles ist so vollendet gewollt



UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0062
gefördert durch Baden-Württemberg



Unterricht auf der Schanz in See

Zar Boris schreitet die Front der Divisionen ab

Aufnahmen: Leutn. z. S. Hockemeyer (6), Kommando der Marinestation der Nordsee (1)

ungewollt, so frei und leuchtend, daß man nie den Eindruck des Zwanges, des Erdachten und Gekünstelten hat, der sich so leicht in anderen europäischen Gärten und Parks einstellt. Eine uralte, kleine Kapelle mit schönen alten Ikonen an den Wänden fügt sich in den Park ein, wie ein schöner Stein in einer vollendeten Fassung.

Die Heimatpost kommt mit einem Eselswagen an Bord

Nicht weit von Eurinograd ziehen sich lange Reihen moderner Bauten am Ufer entlang. Salzige Seeluft wird hier vom Winde über die Küste geweht, über die Betten hunderter bulgarischer Kinder aus dem ganzen Lande, die von Ärzten betreut hier Heilung finden. Außerdem haben viele Behörden aus der näheren und weiteren Umgebung hier Neubauten für ihre Beamten und Angestellten errichtet, die sie in den Sommermonaten ohne jeden Gewinn vermieten. Es ist ein merkwürdiges Empfinden, wenn man aus dieser Gegend, die rein westeuropäische Luft atmet, wieder nach der Stadt Varna zurückkommt, es geht einem dann so, als wenn man von einer belebten Straße von heute in ein Kino hineingeht, in dem ein Film läuft, der in einem russischen Provinzstädtchen der Vorkriegszeit spielt. Am deutlichsten wurde uns dieses Gefühl am Namenstag der Zarin, der mit dem Befreiungstag des bulgarischen Volkes vom türkischen Joch zusammenfällt. Sämtliche Offiziere der „Emden" fahren in großer Uniform in offenen Droschken in langer Reihe hintereinander durch Menschenmengen in den verschiedensten Trachten, Blumen werden in die Wagen geworfen, die langgezogenen vierfachen Hurras, die in den engen Straßen widerhallen, in denen oft kein lateinischer Buchstabe zu lesen ist, zu dem großen Platz vor der Kathedrale, wo die feierliche Messe nach griechisch-katholischem Ritus zelebriert wird. Rings um diesen Platz unabsehbare Menschenmengen, Truppen, Schülerformationen, Vereine, das ganze Volk geschart um einen kleinen pavillonartigen Bau, in dem die hohe Geistlichkeit in schweren Goldbrokatgewändern die Messe liest. Ein kleiner geschulter Chor antwortet, über den weiten Platz geht von diesem Mittelpunkt eine Atmosphäre aus, die alle gefangennimmt.

Und wieder ist es dann nur ein Schritt, der uns wieder die Jetztzeit vor Augen führt, bis zu dem von den Bulgaren gehobenen deutschen U-Boot UB 45, das 1917 hier vor Varna auf einer Überwasserfahrt auf eine russische Mine lief, in zwei Teile auseinanderbrach und mit fast der gesamten Besatzung versank. 18 Jahre hat es auf dem Grund des Meers gelegen, bis es unter den schwierigsten Umständen von unseren ehemaligen Bundesgenossen gehoben und hierher nach Varna gebracht wurde. In feierlicher Form wurden die sterblichen Reste der Besatzung im vorigen Jahre unter den Ehrenerweisungen der bulgarischen Marine und des Heeres beigesetzt. Dankbar sehen wir auf die bulgarischen Offiziere, die uns führen, die uns auf jede Frage bereitwilligst Auskunft geben, in den meisten Fällen in einwandfreiem Deutsch. Immer wieder haben wir hier das Gefühl, daß die Erinnerungen an den gemeinsamen Kampf und die gemeinsame Not so lebendig sind, daß kein Ereignis sie auslöschen kann. Im Offizierskasino von Varna steht eine kleine Plastik, ein bulgarischer Soldat Schulter an Schulter mit einem deutschen. Die Vergangenheit ist nicht tot, sie vereint auch heute noch unsere beiden Völker, die in ihren Anlagen viel Gemeinsames haben und die beide seit vielen Jahrhunderten immer wieder um ihre Existenz zu ringen hatten.

Das Schild der alten „Emden" in der Garnisonkirche Wilhelmshaven

Anspruchsvolle und Raucher bevorzugen BIOX-ULTRA die schäumende Sauerstoff-ZAHNPASTA sie ist mild und erfrischend ohne faden Kreidegeschmack

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0063
gefördert durch Baden-Württemberg

Kavallerieschule Hannover reitet:

Deutschlands berühmteste Hubertusjagd

Noch ist die Erinnerung nicht verblaßt an den herrlichen Tag St. Huberti im vergangenen Jahre, als die Sonne strahlend vom blauen Himmel herniederlachte und die herbstbunte Natur in allen Farben dieser Jahreszeit aufglühen ließ — noch haftet jede Einzelheit dieses unvergleichlich schönen Rittes im Gedächtnis, jeder Gedanke, der damals seiner Zeit vorauseilte und erst sein Ende fand beim Olympia! Und nun gehören auch diese unvergeßlichen Augusttage, die Deutschlands Reiterruhm für alle Zeiten festigten, schon der Geschichte an, und die Zeit mit ihren vielfältigen neuen Eindrücken hat uns wieder in einen gewissen Abstand von alledem gebracht und einem neuen Hubertustag entgegengeführt.

Hubertusjagd 1936 an der Schulungsstätte unserer unbesiegt gebliebenen deutschen Reiter — Hubertusjagd der Kavallerieschule Hannover! Gewiß, in allen deutschen Gauen, wo deutsche Reiter auf deutschen Pferden dem St. Georg und St. Hubertus huldigen, sieht man an diesem Tage die Rot-, Grau-, Schwarz- und Braunröcke im flotten Jagdgalopp über die Gräben und Koppelricks gehen, Wasserstellen und Steilhänge überwinden, überall herrscht derselbe Reitergeist mit seinem unbeirrbaren Kampfes- und Siegeswillen, aber etwas Besonderes ist es doch, gerade in Hannover, im Jagdfelde der Kavallerieschule, mitzureiten!

Am diesjährigen 3. November ist kein freundlicher Sonnenschein, sondern schwere graue Wolken hängen tief über der Bahrenwalder Heide und den niedrigen Gebäuden des berühmten Jagdstalles, in dem die Jagdpferde und die Meute untergebracht sind. Es ist die zehnte Morgenstunde. Die Hunde bellen, vereinzelt wiehern Pferde, Wagen aller Art rollen auf den Hof, und bald herrschte an Stelle der üblichen Eintönigkeit ein gewisses reizvolles Durcheinander von Pferden, bunten Uniformen und Wagen. „Frisch auf zum fröhlichen Jagen" — so leuchtete uns schon so manches liebe Mal der Gruß vom Eingang des Jagdstalles entgegen, und auch heute herrschte wieder diese so eigenartig heitere und doch ernste Stimmung, die jeder Jagdgesellschaft das besondere Gepräge verleiht: Hubertusstimmung.

Die Jagdgesellschaft ist versammelt. Alles, was reiterlich einen Namen hat, ist zugegen, und manche Reiterin und mancher Reiter sind sogar von weither der Einladung zu Deutschlands berühmtester Hubertusjagd gefolgt. Man bemerkt Vertreter der hohen Generalität, zahlreiche Kommandeure von Truppenteilen, die bekanntesten Reiter der Kavallerieschule, SA.-, SS.- und studentische Reiter, kurz, hier hat sich eben alles ein Stelldichein gegeben. Nach dem Signal „Aufsitzen!" setzt sich der in mehrere Felder geteilte, lange farbenprächtige Reiterzug unter den Klängen schneidiger Jagd- und Reitermärsche in Richtung Isernhagen in Bewegung, geführt vom Jagdherrn, Generalleutnant Freiherrn von Dalwigk zu Lichtenfels, dem Kommandeur der Schule, und dem Master und Leiter des Jagdstalles, Major Jay. An der Spitze des Zuges befindet sich die diesmal 12½ Koppeln starke Meute, deren langjähriger Führer und Oberpikör, Oberwachtmeister Winter, infolge eines schweren Sturzes in Luthe leider nicht teilnehmen kann und die Leitung an den zweiten Pikör hat abgeben müssen.

Während die Hubertusreiter im Schritt oder leichten Trab dem nun schon geschichtlichen Isernhagener Gelände zustreben, begibt sich die endlos lange Schlange der Wagen (darunter herrliche Viererzüge alter Mailcoatchs der Kavallerieschule), Gespanne, Motor- und Fahrräder ebenfalls ins Jagdgelände, wo bereits zahlreiche Schulen versammelt sind, deren Buben und Mädel mit vor Begeisterung blitzenden Augen dem Schneid und Wagemut der Hubertusreiter und ihrer vorzüglichen Pferde zusehen.

Endlich ist es so weit. Die Schleppe ist gelegt, die Meute folgt im schnellen Tempo, geschlossen, mit tiefer Nase und lautgebend der frischen Spur, die etwa nördlich der Hohenhorster Bauernschaft beginnt und dann am Reuterdamm entlangführt. Da die Jagdstrecke rund 7 km lang ist und über eine Reihe Hindernisse führt, die schon überdurchschnittliche Anforderungen an Pferde und Reiter stellen (z. B. der sogenannte „Jahlmeistergraben" und die berühmt-berüchtigte Wietze), wird eine kurze Pause eingelegt. Nach einigen Minuten nimmt die Jagd ihren Fortgang. Es wird durchweg flott geritten und gut gesprungen; mancher Reitersmann, dessen Pferd einen schwer aussitzbaren Rumpler macht oder rutscht, „steigt" unterwegs aus oder nimmt ein ebenso kühles wie unfreiwilliges Bad in einer der genügend häufigen „Badeanstalten", wie man scherzweise einige Stellen getauft hat, aber auch das wird mit dem nötigen Humor hingenommen, denn es gehört zum Jagdreiten nun einmal mit dazu; meist ist solch ein Sturz auch viel harmloser als er zunächst aussieht, und es gibt wohl keinen rechten Jagdreiter, der nicht „einige" Schrammen und Spritzer abbekommen hätte!

Die Jagd ist aus. Auf einer großen Wiese am Waldesrand versammeln sich noch einmal die Reiter und Zuschauer gemeinsam zum Halali, mit dem jede Jagd ausklingt. Die Hunde bekommen ihren verdienten Lohn, manches Stückchen Zucker und freundliche Wort wird den treuen vierbeinigen Kameraden zuteil, die ihre Reiter sicher über alle Hindernisse getragen haben. Der Jagdherr verteilt die frischen Eichenbrüche an die Teilnehmer — noch ein paar Minuten steht man in fröhlicher Unterhaltung beisammen, und dann heißt es wieder: Aufsitzen!

Langsam im Schritt bewegt sich der schier endlose Zug der Reiter und Wagen ins alte Niedersachsendorf Isernhagen hinein, vorbei an den malerischen, oft noch strohgedeckten Bauernhäusern mit den gekreuzten Pferdeköpfen als symbolhafte Giebelzier, bis schließlich fast am Ende des langen Reihendorfes Heimbergs historisches Gasthaus erreicht wird. In der festlich mit Grün geschmückten Diele und in den wertvolle Erinnerungen an die Vergangenheit bergenden Räumen wird dann das zwar einfache, aber schmackhafte Jagdfrühstück eingenommen und dabei auch manches heitere Erlebnis zum besten gegeben. Schnell vergehen die in alter Reiterkameradschaft mit der Isernhagener Bevölkerung verbrachten paar Stunden, und um die Mittagszeit wird der Heimritt angetreten.

Hubertusjagd! Die letzte Jagd,
Die uns der schöne Herbst gebracht.
Blast, ihr Piköre, doch heute
Abschied von Jagdfeld und Meute!

Diese Worte fallen uns ein. Abschied — aber nur für eine kurze Spanne Zeit, bis des Jagdhorns heller Klang zu neuen Taten im Sattel ruft: Hubertus 1937!

Helmut Hermann-Nepolsky

Mancher Reiter und sogar die junge Amazone, die man im Hintergrund des Bildes sieht, mußten ein kühles Bad nehmen

*

In flotter Fahrt geht das Feld über die Sprünge

Fotos: Scherl (1), Menzendorf (1), Tiedemann (1)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

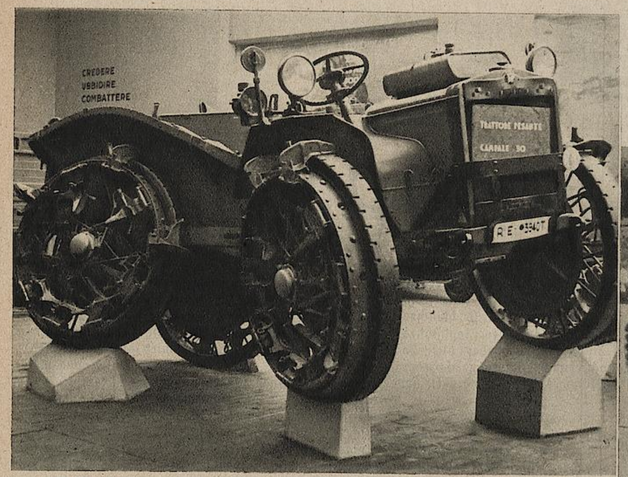
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0064

gefördert durch
Baden-Württemberg

Italien zeigt seine Heeresmotorisierung

Die Erfahrungen des abessinischen Krieges

auf der Mailänder Autoschau

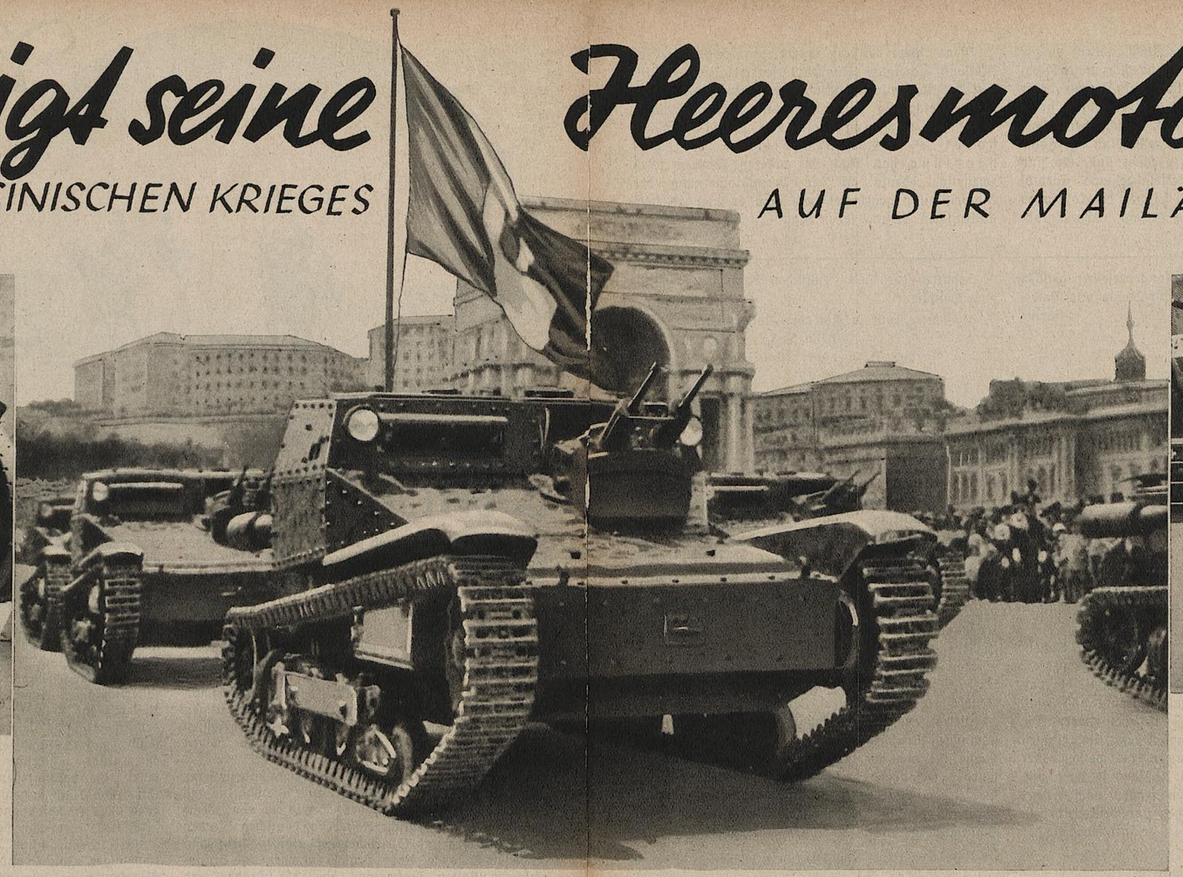


Der Krieg ist immer noch der beste Anschauungsunterricht. Diese uralte Erfahrungstatsache ist zum letzten Male in der Gegenwart durch den afrikanischen Krieg bewiesen worden, den Italien gegen Abessinien erfolgreich führen konnte. Neben neuen taktischen und strategischen Aufgaben, die die italienische Expeditionsarmee in Abessinien zu lösen hatte, waren es vor allem Fragen der Heeresmotorisierung, von deren richtiger Beantwortung Erfolg oder Mißerfolg der Gesamtunternehmung entscheidend abhing. Nicht nur, daß große Truppenverbände mit zahlreichem artilleristischen und technischen Material über für europäische Verhältnisse ungeheuer weite Strecken befördert werden mußten, sondern auch ein unvorstellbar schwieriges Gelände, dazu ein zum Teil mörderisches Klima, weiterhin dauernd Kampfhandlungen größeren oder kleineren Umfanges, ferner die stündliche Gefahr eines Überfalls stellten die motorisierten Einheiten vor bisher in der Militärgeschichte noch nicht dagewesene Aufgaben. Wenn auch der Fliegerei an dem schließlichen Erfolg, insbesondere soweit es die Verpflegung und den Munitionsersatz der weit vorgeschobenen Truppenverbände betrifft, ein großes Verdienst zufällt, so kann man doch mit Fug und Recht behaupten, daß die Besetzung Addis Abebas und damit praktisch die Unterwerfung Abessiniens ohne den größten Einsatz der motorisierten Kräfte nicht gelungen wäre.

Dieser Tatsache trug nun das italienische Kriegsministerium dadurch Rechnung, daß es dieses Jahr in dem IX. Internationalen Automobilsalon in Mailand, der in allen Veröffentlichungen gleichzeitig als der erste Automobilsalon des römischen Imperiums bezeichnet wird, eine umfangreiche Schau der in Abessinien eingesetzten Waffen und Fahrzeuge veranstaltete. Gewiß sind nicht alle Waffen gezeigt worden, die tatsächlich zum Einsatz gelangten — das gebot ja schon die übliche militärische Vorsicht —, immerhin aber erhielt man durch das Gezeigte einen eindrucksvollen Querschnitt durch die verwendeten Einheiten. Man muß schon staunen, welchen umfangreichen Einsatz motorisierter Kräfte ein neuzeitlicher Krieg, zumal unter den geschilderten schwierigen Umständen, erfordert. Es gibt praktisch nichts, was nicht durch vier Räder mit eigner Kraft vorwärtsbewegt werden könnte.

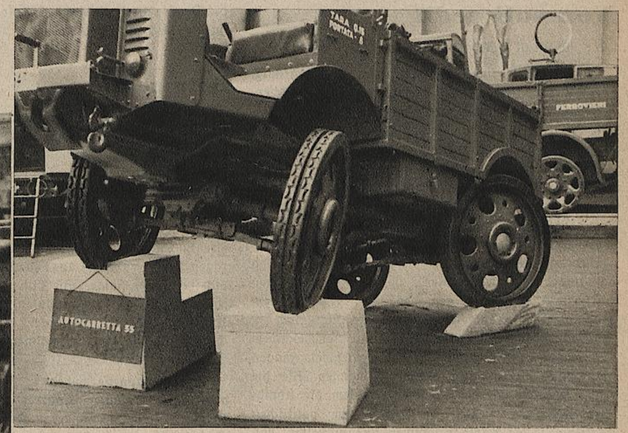
Bei der Betrachtung der in Mailand gezeigten Fahrzeuge muß man drei Kategorien unterscheiden: einmal die motorisierten Waffen — Tanks und Geschütze —, zweitens die motorisierten geländegängigen Schlepp- und Transportfahrzeuge — Traktoren, Pavesischlepper, Artillerielastzüge, Lebensmittel- und Menschentransportwagen — und schließlich die gewöhnlichen Lastkraftwagen, die mit Sondereinrichtungen für den Flug-, Nachrichten- und Sanitätsdienst ausgerüstet sind. Außerhalb dieser Kategorien stehen dann noch Spezialfahrzeuge wie etwa Scheinwerferzüge, Reparaturwerkstätten und ähnliches. Eine besondere Gruppe für sich bilden Motorräder und Dreiradwagen, die aber hier nicht besonders behandelt werden sollen, da sie gegenüber den in allen Armeen vorhandenen Krafträdern nichts Besonderes darstellen.

Bei der Ausstellung der motorisierten Waffen ist man aus begreiflichen Gründen sehr sparsam verfahren. Gezeigt wurden lediglich zwei Tanks und ein auf einem Lastwagen montiertes Luftabwehrgeschütz. Der ausgestellte Schnelltank — Carro Veloce Modell 35 —, gemeinhin auch als weiblicher Tank bezeichnet, besitzt zwei gekoppelte Maschinengewehre, die gemeinsam und auch einzeln schießen können. Für die Bedienung sind nur ein Fahrer und ein Schütze notwendig. Die Gewehre sind seitlich um 90 Grad drehbar und von oben nach unten neigbar. Der Motor befindet sich hinten. Der andere ausgestellte Tank — Carro Rottura Modell 30 — ist, was die allgemeine technische Ausrüstung betrifft, ähnlich eingerichtet, nur daß statt der Maschinengewehre in einem nach allen Seiten hin drehbaren Turm ein Tankgeschütz untergebracht ist. Die zwei Mann Besatzung sitzen übereinander, wobei seitlich unterhalb des Turmes die Geschützmunition sehr handlich für den Schützen in Einsteckriegeln untergebracht ist. Am Schwanzende ist eine Vorrichtung angebracht, die das Ueberschlagen des Tanks bei starken Steigungen verhindert und gleichzeitig die praktische Unterbringungsmöglichkeit für zwei Wagenheber bildet. Wenn man diese beiden Tanks sieht, die eine erhebliche Geschwindigkeit entwickeln sollen, dann kann man verstehen, daß den noch halbwilden abessinischen Kriegern ein gehöriger Schrecken eingejagt worden ist. Allerdings frage man nicht nach der Temperatur, die bei dem heißen Klima und bei laufendem Motor, gegebenenfalls bei gleichzeitiger Feuertätigkeit in dem Fahrzeug geherrscht hat, und tatsächlich sollen verschiedentlich die Besatzungen aus diesen Gründen den Tank haben aufgeben müssen. Das Luftabwehrgeschütz — Autocannone — mit einer Stärke von etwa 7,5 Zentimetern ist auf einen einfachen Lastwagen montiert, der starre Achsen besitzt, die aber wegen der beim Schuß auftretenden Drücke erheblich verstärkt sind. Die Seitenwände des Wagens sind herabklappbar, so daß ein vergrößertes Podium für die Bedienung geschaffen wird, die im übrigen aus acht Mann besteht. Die Munition ist sehr praktisch unter den hinteren Mannschaftssitzen untergebracht. Im Ruhezustand wird das Geschützrohr rechtwinklig



Mittelschwerer Artillerieschlepper nach dem Pavesiprinzip. Die außerordentliche Wendigkeit des Fahrzeuges ist deutlich zu sehen.

Fotos: Ed. Voigt (3), Offizieller Ausstellungskatalog (1)



Der kleine Geländelastwagen mit acht Gängen, Allradantrieb und Allradlenkung

Bild unten:

Karte von Abessinien mit den Vormarschwegen der einzelnen Armeegruppen, davor ein motorisierter Scheinwerfer

geneigt und in einen hinter dem Wagenführersitz befindlichen gummigepolsterten Ring eingeschlossen, so daß während der Fahrt jede Erschütterung vermieden wird.

Unter den geländegängigen Fahrzeugen verdienen am meisten Interesse die Artillerieschlepper, die für leichte, mittlere und schwere Geschütze Verwendung fanden. Für kleine Geschütze und verhältnismäßig leichte Lasten, wie etwa Munitionswagen, wurde der Fiat-Raupenschlepper Typ 708 C. M. ausgestellt, der auch als Handelstraktor vorhanden ist und nur für das Heer eine verstärkte Ausführung findet. Ebenfalls als handelsübliche Fahrzeuge bekannt sind die Schlepper vom Pavesiprinzip — Trattore Pesante Campale 30 —, die selbstverständlich für Heereszwecke ganz besonders stark gebaut sind. Der Pavesischlepper erhält seine Geländefähigkeit dadurch, daß sich beide Wagenhälften, die an sich starre Achsen mit festen Rädern besitzen, um zwei Zahnräder nach allen Seiten hin verschieben lassen. Die Abbildung oben links veranschaulicht dies deutlich. Eine erhöhte Marschfähigkeit auf schwierigem Gelände erhält der Schlepper dadurch, daß über die Hartgummireifen eiserne Greifer aufgeklappt werden können, die bei Nichtgebrauch im Radkranz durch Federn festgeklemmt sind. Man sieht dies ebenfalls auf der obenstehenden Abbildung, wo diese Riegel zum Teil aufgeklappt sind. Auch die Steuerung geschieht nicht durch Lenkung der Vorderachse, sondern eben durch Verschiebung der beiden Wagenhälften. Der Schlepper besitzt überhaupt keine Federung, dafür sind die Sitze der acht Mann Besatzung in sich abgefedert. Derselbe Schlepper fand auch in einer kleineren Ausführung für sechs Mann Besatzung Verwendung. Besonders eindrucksvoll war der ausgestellte Lastzug für schwere Artillerie — Trattrice Pesante 32 —, der von den Breda-Werken hergestellt wird. Das Fahrzeug besitzt ein Eigengewicht von 8,5 Tonnen und eine Tragfähigkeit von 2 Tonnen. Der Lastzug hat hinten eine starre Achse, während vorn Einzelradaufhängung verwendet wurde. Auf dem gezeigten Bilde sieht man sehr deutlich den außerordentlich starken Neigungswinkel, den die Vorderräder besitzen, der etwa die Hälfte des Radradius beträgt, so daß das Fahrzeug schon über ganz schwere Felsbrocken hinwegrumpeln kann. Selbstverständlich besitzt das Fahrzeug Vierradantrieb. Zweifellos gehört dieses Fahrzeug mit zu den wichtigsten Fahrzeugen, die überhaupt im abessinischen Krieg verwendet wurden, gestattete es doch selbst schwerste Lasten und schwere Geschütze über die schlechtesten Straßen hinwegzubringen.

Von den Menschen- und Lebensmitteltransportwagen wurde ein großes und ein kleines Exemplar gezeigt. Der schwere Geländelastwagen — Autocarro Donunque Typ 33 — hat ein Eigengewicht von 3,9 Tonnen und ist in der Lage, auf der normalen Straße 2 Tonnen und im offenen Gelände 1,5 Tonnen zu befördern. Das Fahrzeug besitzt drei bewegliche Achsen. Zwischen der ersten und der zweiten Achse ist das Reserverad drehbar angebracht, so daß es in schwierigem Gelände als mitrollendes Stützrad dienen kann. Über die Zwillingsreifen der hinteren beiden Achsen kann nach Bedarf eine Raupenkette aufgelegt werden, wodurch das Fahrzeug eine gesteigerte Geländefähigkeit erhält, ebenfalls sind die hinteren Achsen horizontal und vertikal verschiebbar, wodurch erhebliche Neigungswinkel erreicht werden. Ein starkes Drittel Verschiebung des Radradius ist wohl nicht zu hoch geschätzt. Die Radketten sind außerordentlich leicht zu montieren, was im Notfalle sehr wichtig werden kann. Das Gegenstück hierzu ist der kleine Geländetransportwagen — Autocarretta 35 —, der ein Eigengewicht von 1,5 Tonnen besitzt und eine Nutzlast von 800 Kilogramm befördern kann. Das Fahrzeug besitzt hinten und vorn Einzelradaufhängung und Allradantrieb, so daß es fast auf der Stelle drehbar ist. Die außerordentliche Wendigkeit des Fahrzeuges veranschaulicht treffend das obenstehende Bild. Beide Fahrzeuge sind insbesondere für den Lebensmitteltransport in außerordentlich starkem Umfange verwendet worden. Selbstverständlich sind beide Fahrzeuge auch mit einer Schleppvorrichtung versehen, wie sie heute fast jedes normale Heeresfahrzeug besitzt.

Mehr interessant als neuartig ist auch der ausgestellte Motorwagen auf Schienen, der von den italienischen Eisenbahnregimentern und hier wiederum insbesondere von der Arbeitereisenbahnkompanie benutzt wurde. Es handelt sich hier um ein normales Automobilchassis mit auswechselbaren Rädern und für den Schienenweg feststellbarer Steuerung. Eine Untersetzung ermöglicht die Einhaltung derselben Geschwindigkeit auf der Straße wie auf den Schienen. Der Motor ist ein Spa 25.

Außerordentlich groß ist die Zahl der Spezialfahrzeuge für alle möglichen Zwecke. Neben gewöhnlichen Krankenwagen oder Lastwagenanhängern für den Pferde- und Maultiertransport finden wir vollständige Operationszimmer, Röntgen- und chemische Laboratorien, Spezialwagen für die Zahnbehandlung, Fahrzeuge mit kompletter Wasserreinigungsanlage, was gerade für den abessinischen Feldzug außerordentlich wichtig war, sowie vollständige Lazarette. Auch der Fliegerei ist das Kraftfahrzeug in weitgehendem Umfange nutzbar gemacht. Neben den gewöhnlichen Funk- und Radiowagen für Heereszwecke ist für die Fliegerei eine Spezialfunk- und Wetterdienststelle mit angegliederter Bildstelle und photographischem Laboratorium auf Räder gesetzt worden. Um ein geschlossenes Ganzes zu bilden, werden die Fahrzeuge im Gebrauchsfalle nebeneinander oder im Winkel zu-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0065

gefördert durch
Baden-Württemberg

einander geparkt. Die Seitenwände werden herabgeklappt und erhalten an ihren Berührungslinien Stützen, so daß eine große Bodenfläche entsteht, auf der alle möglichen Apparate aufgebaut werden können. Besondere Zelteinrichtungen schützen die Arbeitsräume gegen Regen und Sonne. Die Motoren geben die Kraft, um Licht zu erzeugen und Apparate anzutreiben. Selbst ein neun Kilometer weit scheinender Scheinwerfer erhält seine Lichtstärke durch einen Dynamo, der von dem gleichzeitig als Schlepper dienenden Motor angetrieben wird. Es würde zu weit führen, alle diese Einzelheiten noch näher zu beschreiben, zumal sie ja technisch an sich nichts Neuartiges darstellen, sondern vielmehr ein Zeichen dafür sind, daß der Erfindungskraft des Soldaten heute keine Grenzen mehr gesetzt sind. Abschließend darf noch bemerkt werden, daß selbstverständlich alle Fahrzeuge für alle Eventualitäten gerüstet sind. So sind z. B. alle Fahrzeuge mit elektrischer und Karbidbeleuchtung versehen, zum Teil besitzen die Lastwagen für den Fall, daß die Batterie versagt, Schwungradanlasser.

Wenn hier versucht wurde, an Hand des in Mailand gezeigten Ausstellungsmaterials ein Bild von der italienischen Heeresmotorisierung zu geben, so ist gleichzeitig damit dargetan worden, welchen Einfluß die motorisierte Waffe überhaupt auf die neuzeitliche Kriegshandlung hat. Auch in anderen Armeen wird zweifellos ebenso an der Vervollkommnung der Motorisierung gearbeitet, wie man es hier an dem italienischen Beispiel sehen kann.

Dr. Axel v. Gelasinsky

Non soli cedit

(Er weicht nicht der Sonne)

Die von Friedrich Wilhelm I., dem Soldatenkönig, eingeführten Armeefahnen zeigten den preußischen, der Sonne zufliegenden Adler mit der Umschrift „Non soli cedit". Auch Bauwerke, wie z. B. die Spitze der Garnisonkirche in Potsdam, tragen dieses Symbol. Was sollte es besagen? Zur damaligen Zeit regierte in Frankreich der Sonnenkönig Ludwig XIV., mit dessen Truppen sich die Brandenburger schon in manchem heißen Kampf gemessen hatten. Jene trugen ihrem königlichen Herrn zu Ehren auf ihren Feldzeichen eine oder mehrere strahlende Sonnen. Daß die junge aufstrebende Macht der brandenburgischen Kurfürsten aber nicht gesonnen war, sich vor dem großmächtigen Frankreich ängstlich ins Mauseloch zu verkriechen, sollte der Adler, der mit dem Schwert und den zuckenden Blitzen in den bewehrten Fängen die Sonne angeht, zum Ausdruck bringen. Als die ersten Dukaten mit dem gleichen Emblem die königliche Münze verließen, da steckten die politischen Kannegießer die Köpfe zusammen und tuschelten, daß dies wenig Freundschaft mit Frankreich verspräche. König Friedrich dem Zweiten, nachher der Große genannt, war jedoch bei seinem Regierungsantritt viel an einem guten Einvernehmen mit Frankreich gelegen. Er änderte deshalb das Fahnensymbol. Die französische Sonne mit der aggressiven Umschrift verschwand, dafür erhielten die Fahnen unserer alten Armee dann die Devise, die sie bis zur Auflösung derselben geführt haben: „Pro gloria et patria", für Ruhm und Vaterland.

Triarius

Heimgefunden

In Sichtweite zwischen zwei Schienensträngen, versteckt jedoch und zugewachsen mit jungen Bäumen, liegt südlich von Schneidemühl ein Friedhof. Ein Sandweg führt an ihm vorbei, selten verirrt sich ein Gefährt in diese Einsamkeit. Ein verwitterter Holzzaun umgibt das weite Gelände. Das Eingangstor ist verfallen und wird jetzt durch einen Steinbau ersetzt. Links und rechts von den gepflegten Wegen ragen kleine Kreuze aus ebener Erde, ausgerichtet und in dichter Folge. Sie sind namenlos, nur Zahlen künden von den Unbekannten, die hier ihre letzte Ruhestätte fanden. Dahinter aber werden erhöhte Gräber sichtbar, und über ihnen erheben sich russische Kreuze.

Kriegsgefangene ruhen hier, vorwiegend Russen, aber auch Soldaten anderer Nationen, Franzosen, Belgier, Italiener, außerdem einige Türken, die das Schicksal hierher verschlagen hatte; Freund und Feind aus dem Weltkriege friedlich nebeneinander. Die Kreuze der Russen sehen nach Osten. An einigen Gräbern liegen verwelkte Blumen, die meisten aber sind schmucklos und vergessen. Rußland ist weit, und wieviele von den Angehörigen mögen noch leben? Still gehen wir durch die Reihen und denken, denen, die als Soldaten starben, ist viel erspart worden.

Inmitten der vielen russischen Inschriften plötzlich eine deutsche:

Hier ruht in Gott der Unteroffizier
Wilhelm Lock
aus Helenendorf (Kaukasus).
gest. 1915

Und daneben wieder ein deutscher Name und noch einer, ringsherum um einen großen Steinblock. Erschüttert lesen wir die Inschrift:

„Hier ruhen russische Soldaten
deutschen Stammes."

Die Gedanken wandern nach Osten, in das ehemals russische Baltikum, nach dem Kaukasus, in die Ukraine und an die Wolga, überall dahin, wo deutsche Auswanderer sich einst niederließen im riesigen russischen Reich. Sie haben deutsch gesprochen und deutsch gebetet, aber sie mußten für Rußland kämpfen — gegen ihre deutschen Brüder. Nur wenigen ist es bei Kriegsausbruch vergönnt gewesen, rechtzeitig zu fliehen und nach Deutschland zu kommen. Die meisten wurden eingezogen und rückten ins Feld. Und so geschah es, daß der Vater gegen den Sohn, daß der Bruder gegen den Bruder stand.

Dieses furchtbare Los hat damals viele deutschstämmige Menschen getroffen. Viele fielen für eine Sache, die nicht die ihre war, viele ergaben sich und wurden Gefangene bei ihren eigenen Brüdern. Die hier starben, starben als russische Soldaten, aber sie ruhen in deutscher Erde. Nach einem verworrenen Schicksalsweg haben sie endlich heimgefunden ...

H. R.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0066
gefördert durch
Baden-Württemberg

Nacht vor Verdun

VON WERNER BEUMELBURG

Es war im Dezember 1916. Die Schlacht vor Verdun hatte ihr Ende gefunden, und in den Heeresberichten war kaum noch etwas zu lesen über diesen unglückseligen, zertrümmerten und niedergehämmerten Streifen Land zwischen der Maas und der Woëvre-Ebene. Die Sommeschlacht hatte alle Augen auf sich gezogen, aber auch sie war schon in Blut und Schlamm erstickt. Die Regimenter und Divisionen, die seit dem Februar und dem Beginn des Angriffs auf Verdun hier gelegen, manche zwei-, drei- und viermal, bis auf einen Bruchteil ihres Bestandes zusammengeschmolzen, standen längst an andern Fronten. Ihre Toten hatten sie zurückgelassen. Die Friedhöfe von Azannes, Romagnes, Villers und Mangiennes zählten Tausende und aber Tausende von Kreuzen. Aber dies war nur eine Handvoll, gemessen an den Hunderttausenden, die draußen um den Douaumont, bei Fleury, in der Totenschlucht, bei Vaux, bei Damloup, in der Vauche, bei Souville, auf der Orneshöhe und im Herbebois moderten, Freund und Feind. Denn der Tod hat niemals eine so gute Zeit gehabt wie damals im Februar, im Mai, im Juli auf der Kalten Erde und auf dem Gänserücken, und er hatte manches Mal gar nicht mehr gewußt, was er mit dem Ueberfluß anfangen sollte.

Es war im Dezember, und es wäre wohl anzunehmen gewesen, daß sich dieses arme Land, das der Schnee wie ein Leichentuch zu bedecken begann, nun zur Ruhe ausgestreckt hätte, ein ungeheurer Friedhof von Menschen, Hoffnungen, Erwartungen, Plänen und wütenden Anstrengungen. Vom Rand der Vauche aus konnte man über das Trichterfeld zum Fort Douaumont hinübersehen, das wir im Oktober den Franzosen hatten lassen müssen, und das abermals zu erobern niemand Neigung verspürte. Es war an manchen Tagen schon richtig friedlich hier wie an einer ruhigen Front, in Lothringen etwa, wo wir im Sommer Kirschen von den Bäumen im Zwischenfeld pflückten. Aber freilich war es jetzt Dezember, und selbst wenn es Frühling gewesen wäre und Sommer, so hätte man hier keine Kirschen ernten können, denn die Erde war so zugerichtet, daß in vielen Jahren kein Strauch und kein Baum hier grünen und blühen und Früchte tragen würde.

Um diese Zeit kam in die Pionierkompanie, von der hier die Rede ist und die an der ganzen Schlacht von Verdun seit dem Anfang teilgenommen, ein junger Freiwilliger, den wir Gerhard Niemeyer nennen wollen, obwohl er anders hieß. Aber das tut nichts zur Sache, denn was er erlebte, hätte jedem andern auch zustoßen können. Er kam vom Gymnasium, wo er das Notabitur gemacht hatte. Er war blutjung und hätte es noch lange nicht nötig gehabt, sich in das Heer der Feldgrauen einzureihen. Aber er hatte es doch getan, weil er sich sagte, daß es gerade jetzt, im dritten Kriegsjahr, so geschehen müsse, wo schon die Vernünftigen sagten, man solle sich nicht mehr in jugendlichem Leichtsinn nach vorn drängeln, und wenn es Frieden gebe, so brauche man schließlich auch noch eine Generation von jungen Menschen.

Er geriet bei der Einteilung des Ersatzes in die Gruppe des Unteroffiziers Peter Merten, eines Rheinländers mit ein wenig spöttischer Auffassung von den Dingen, die er selbst vor Verdun nicht verloren hatte. Ferner war in der Gruppe der Pionier Richard Kunze, und von diesem ist hier die Rede, denn an ihn schloß sich der junge Gerhard Niemeyer in sehr kurzer Zeit auf das engste an, weil er spürte, daß er es von Herzen gut mit ihm meinte. Kunze war seines Zeichens Zimmermann irgendwo im Sauerland oder in Hessen, Reservist, achtundzwanzig Jahre alt, also schon nicht mehr in jener Jugend, die sich durch stürmische und rasche Begeisterung auszeichnet. Er war zudem seit dem August 1914 bei der Kompanie, und das besagt mehr, als man durch Worte ausdrücken kann. Er war meistens still, fast gleichgültig, tat seinen Dienst nicht besser und nicht schlechter als die andern, mußte sich wegen seiner gelassenen Bedachtsamkeit manche Anzapfung von diesen gefallen lassen und verstand nichts Rechtes aus sich zu machen. Vielleicht war er auch darum niemals befördert worden wie die übrigen seines Jahrgangs, die, sofern sie der Rasen nicht deckte, längst Unteroffiziere oder Vizefeldwebel waren. Er schien in dieser Hinsicht auch keinerlei Ehrgeiz zu haben. Er war nicht sonderlich zufrieden, aber auch nicht unzufrieden. Wenn er gerufen wurde, stand er seinen Mann. Wenn man ihn nicht rief, dann blieb er, wo er war. Nur nicht drängeln, schien sein Wahlspruch, aber auch niemals sich drücken, hätte man ruhig hinzusetzen können. Denn wenn er es darauf angelegt hätte, so würde er es gewiß gelegentlich zu einem Druckposten gebracht haben wie so viele andere.

Es kam, daß der junge Freiwillige Gerhard Niemeyer und der alte Pionier Richard Kunze eines Abends, als sie nicht in Stellung gingen und in der Baracke ihre Klamotten reinigten, in eine Unterhaltung gerieten, die das Thema Mut und Tapferkeit betraf. Den sehr wißbegierigen Jüngeren reizte es mächtig, die Ansicht des Älteren zu hören. Er war ein wenig enttäuscht, als er bemerken mußte, daß sich dieser darüber offensichtlich noch nie den Kopf zerbrochen hatte. Er rauchte erst seine halbe Pfeife leer, wobei er mehr Qualm entwickelte als sonst, bevor er sich etwas umständlich äußerte.

Es könne Gelegenheiten geben, meinte er, bei denen der Tapfere einsehen müsse, daß der Beweis von Mut ein Fehler sei, eine Sinnlosigkeit, eine höchst überflüssige Bekundung von Leichtsinn oder irgend etwas, was bei einem jugendlichen Gemüt allenfalls noch erlaubt und verzeihlich sei.

Dem könne er durchaus nicht zustimmen, sagte der Jüngere eifrig, die Tapferkeit sei etwas Absolutes und Gleichbleibendes, und sie könne niemals zwei Gesichter tragen. Auch sei sie eine Angelegenheit des Charakters und darum von dem Menschen, der sie besitze, in keiner Weise zu trennen.

Wenn es zum Beispiel so sei, sprach Kunze bedächtig und sog an seiner Pfeife, daß sie in einem Gefecht von den Gegnern umzingelt oder überrascht und in eine aussichtslose Lage gebracht seien, dann wäre es Unsinn, sich nicht gefangen zu geben und sich aus törichter Verkennung der Dinge einfach wie ein toller Hund niederschießen zu lassen.

Oho! rief Gerhard Niemeyer, gerade dieser Fall scheine ihm das Gegenteil darzutun und die Notwendigkeit, tapfer zu sein bis zum letzten Atemzug, das heißt, in diesem Falle alles daranzusetzen, aus der geschilderten Lage wieder herauszukommen, denn man könne ja nicht wissen, ob nicht im nächsten Augenblick schon die Lage sich von Grund auf ändere. Zum Beispiel sei es denkbar, daß man einen Freund zu beschützen habe, einen Kameraden, den man nicht im Stich lassen dürfe, selbst auf die Gefahr des Todes hin. Müsse man nun selbst den Tod erleiden, so sei das

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0067
gefördert durch Baden-Württemberg

eben nicht sinnlos, wenn es auch zwecklos sei vom Standpunkt der Vernunft aus.

Das sei ein sehr schwieriger Fall, meinte Kunze, räusperte sich, klopfte die Pfeife bedachtsam aus und steckte sie in die Tasche. Es sei schwer, darüber zu sprechen, und am besten gingen sie jetzt daran, ihre Stiefel zu fetten, denn morgen früh sei Appell, und der Spieß lasse nicht mit sich spaßen.

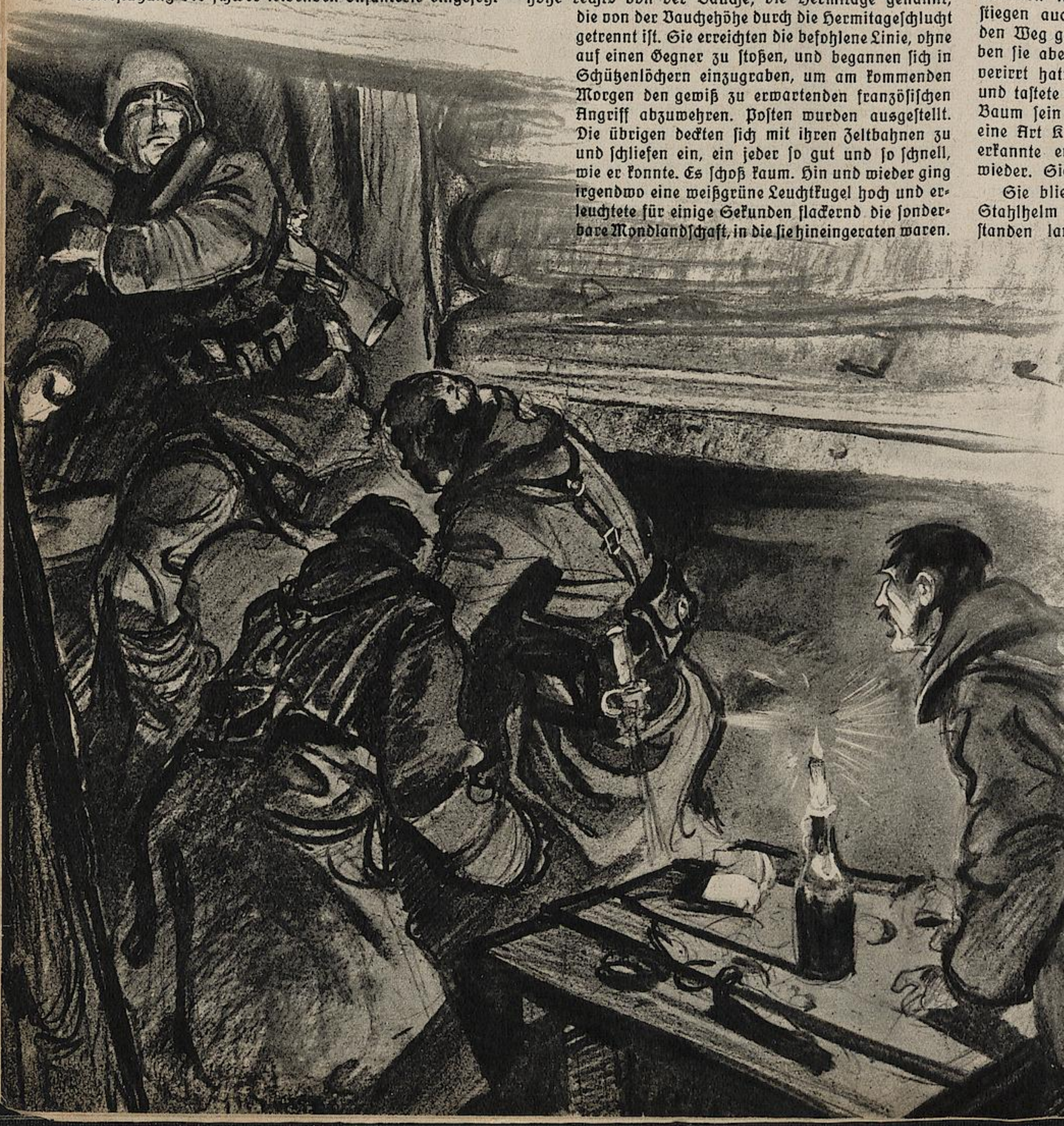
So beschlossen sie ihre Unterhaltung, blieben aber beide noch eine ganze Weile nachdenklich.

Der Dezember näherte sich schon der Mitte. Hie und da fing einer an, vom Weihnachtsfest zu sprechen, als die Franzosen es an der Zeit hielten, die Nordfront ihrer durch so viel Blut geheiligten Festung Verdun durch einen plötzlichen Angriff auf breiter Front von dem letzten auf ihr lastenden Druck des Gegners zu befreien. Vom 12. Dezember an brüllte das Trommelfeuer in einer Wut, die an die furchtbarsten Wochen im Sommer und im Oktober erinnerte, als der Douaumont verloren wurde, und zerriß das Leichentuch aus Schnee in tausend Fetzen. Die Höhen versanken in Rauchschwaden. Die Täler füllten sich mit dem schrillen Geklirr der Granaten; Gräben und Unterstände zerbrachen. Tag für Tag und Nacht für Nacht. Bald entstand jene merkwürdige Spannung aller Empfindungen, die den kurz bevorstehenden Infanterieangriff ankündigt. Am 15. Dezember, frühmorgens, noch in der Dunkelheit, an einem kalten Tag, der aus Schnee und Regen gemischt war, begann der Angriff, überrannte die dünnen deutschen Linien und quoll am Mittag bis in die Brûleschlucht, über das Ouvrage von Bezonvaux bis zum Rande des Chaumewaldes und in die Hermitage. Ob die Vauche noch in deutscher Hand, wußte man nicht, wie überhaupt gegen Abend jener Zustand eintrat, in dem weder Freund noch Feind ihres Aufenthaltes und der Verluste sicher sind, jener Zustand, wo dann die beiderseitige Artillerie anfängt, blindlings und tastend ihre Geschosse umherzustreuen, wie um zu zeigen, daß man noch da sei und sich für den nächsten Tag vorbereite.

An diesem Abend des 15. Dezember wurde die Pionierkompanie, von der hier gesprochen wird, zur Unterstützung der schwer leidenden Infanterie eingesetzt und rückte schweigend in Reihe zu einem vom Kap der Guten Hoffnung, wo sie ihr Barackenlager hatte, über das Herbebois und die Orneshöhe nach der Brûleschlucht, wo sie sich beim Kampftruppenkommandeur des Abschnitts zum Einsatz melden sollte.

Die Gruppe des Unteroffiziers Merten hatte die Spitze. Der Unteroffizier konnte es auch jetzt nicht unterlassen, den jungen Freiwilligen Gerhard Niemeyer mit einigen Bemerkungen zu frozzeln, die einem Neuling vor Verdun allerlei Abwechslung und eine ereignisreiche Nacht, ganz nach dem Geschmack eines abenteuerlichen Jungen, versprachen. Der Pionier Richard Kunze, der hinter dem Jungen ging, vernahm die Gespräche des Unteroffiziers mit Unbehagen, sagte aber nichts, sondern ging, als sei dies alles die alltäglichste Sache von der Welt — schließlich war es ihm ja auch nichts Neues mehr. Der Freiwillige war ebenfalls still und verzichtete darauf, dem Unteroffizier zu antworten, sei es, daß er mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war, sei es, daß ihn die Beobachtungen, die er machte, ganz in Anspruch nahmen. An vielen Stellen war der Laufgraben, den sie durchschritten, eingeschossen, und sie mußten einen Umweg über das freie Feld machen. Meistens stießen ihre Füße dann gegen menschliche Körper, die halb im Schlamm lagen, denn es regnete immer noch, und die Erde war ganz aufgeweicht. Ein andermal stießen sie gegen Drahtgewirr und zertrümmerte Bretter. Dann setzte sich der halblaute Ruf: „Draht!" von vorn nach hinten fort. Wenn sie aber auf die Leiber der Gefallenen trafen, gingen sie schweigend, scheu und behutsam darüber hinweg.

In der Brûleschlucht gerieten sie in den ersten mächtigen Feuerüberfall. Die Dunkelheit schillerte mit vielen Lichtern und Flammen, und es krachte infernalisch. Aber es geschah nichts, als daß sie diesen oder jenen Verwundeten hatten, die dann verbunden wurden und sich nach rückwärts begaben. Inzwischen kam der Hauptmann aus dem Bunker zurück, wo er sich bei dem Kampftruppenkommandeur gemeldet hatte. Die Kompanie schwärmte aus und besetzte in langsamem Vorwärtstasten durch die Dunkelheit die Anhöhe rechts von der Vauche, die Hermitage genannt, die von der Vauchehöhe durch die Hermitageschlucht getrennt ist. Sie erreichten die befohlene Linie, ohne auf einen Gegner zu stoßen, und begannen sich in Schützenlöchern einzugraben, um am kommenden Morgen den gewiß zu erwartenden französischen Angriff abzuwehren. Posten wurden ausgestellt. Die übrigen deckten sich mit ihren Zeltbahnen zu und schliefen ein, ein jeder so gut und so schnell, wie er konnte. Es schoß kaum. Hin und wieder ging irgendwo eine weißgrüne Leuchtkugel hoch und erleuchtete für einige Sekunden flackernd die sonderbare Mondlandschaft, in die sie hineingeraten waren.



Auch fiel ab und zu eine einzelne Granate nieder, oder ein Maschinengewehr tackte eine kleine Serie von Schüssen.

Sonst nichts.

Nachts um zwei Uhr stand der Hauptmann vor dem Loch, in dem der Freiwillige Gerhard Niemeyer lag, ohne zu schlafen, aber in einem merkwürdigen Zwischenzustand zwischen Wachen und Träumen, und sagte halblaut, er könne sich jetzt die ersten Lorbeeren verdienen. Es sei notwendig, die Verbindung mit den deutschen Infanteristen aufzunehmen, die in der Vauche drüben lägen, und mit ihnen die Feuerverteilung für den nächsten Morgen zu besprechen. Er gebe ihm noch einen zweiten Mann mit.

„Heda!" sprach er. „Wer schläft hier nebenan?"

„Pionier Kunze, Herr Hauptmann," kam eine ruhige Stimme.

„Dann gehen Sie mit dem Freiwilligen!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann," sagte Kunze und stand auf.

Sie gingen, ohne zu sprechen, die Mäntel umgehängt, den Stahlhelm auf dem Kopf, die Gewehre am Riemen. Sie stiegen zunächst in die Hermitageschlucht hinab und kletterten drüben den Hang der Vauche hinauf. Es war stockfinster, so daß man die Hand nicht vor den Augen sah. Oft erkannten sie einander nur am Atem, am leisen Klappern der Gewehre oder an dem Geräusch, das die Stiefel machten, wenn sie die Füße aus dem Schlamm zogen. Sie gingen, als sei jeder für sich allein, aber es war doch so, daß jeder sich der Nähe des andern mit Zufriedenheit immer wieder entsann.

Auf einmal blieben sie stehen. Vor ihnen ragte irgend etwas im Dunkeln auf, das sie nicht zu erkennen vermochten, doppelt so groß wie sie selbst.

„Es ist eine Geschützprotze," flüsterte Kunze. „Ein toter Artillerist hängt oben darauf. Sie haben gewiß heute mittag versucht, die Geschütze vom Rand der Vauche zurückzufahren, als die Franzosen kamen."

Dann gingen sie weiter.

Sie hätten längst am Ziel sein müssen, aber sie verloren in der Dunkelheit ganz die Richtung. Es stiegen auch keine Leuchtkugeln mehr auf, die ihnen den Weg gezeigt hätten. Nach einer Viertelstunde blieben sie abermals stehen. Sie wußten nun, daß sie sich verirrt hatten. Kunze ging einige Schritte vorwärts und tastete mit der Hand gegen etwas Hartes, das ein Baum sein konnte. Es war aber kein Baum, sondern eine Art Kiste, ein großer und hoher Gegenstand. Da erkannte er die Protze mit dem toten Artilleristen wieder. Sie waren im Kreise gegangen.

Sie blieben stehen. Der Regen tropfte ihnen vom Stahlhelm auf den Kragen und in den Hals. Sie standen lange Zeit unbeweglich, ohne zu sprechen. Kein Lichtschein unterbrach die Finsternis, kein Geräusch die Stille. Sie vernahmen nichts als ihren eigenen Atem.

Sie mochten zehn Minuten lang so gestanden haben, als sie aus etwa vierzig Meter Entfernung ein Husten vernahmen, ein unterdrücktes Husten, das sich mehrere Male an der gleichen Stelle wiederholte.

„Gott sei Dank!" flüsterte der Freiwillige Gerhard Niemeyer erleichtert. Sie gingen in der Richtung des Hustens, das sich jetzt nicht mehr wiederholte, und stießen nach einer Weile auf einen engen Laufgraben, den Kunze als die Verbindung zwischen der Hermitage und den Unterständen auf der Vauche wiedererkannte. Sie sprangen in den Graben und verfolgten seinen Lauf nach oben. Er war verhältnismäßig wenig beschädigt. Einen Menschen fanden sie nicht.

Als sie zum Eingang der Unterstände kamen, blieben sie stehen.

„Ich steige hinunter," flüsterte Gerhard.

„Ich will oben bleiben und beobachten," antwortete Kunze. „Du weißt ja, was du sie fragen sollst. Ich will ein paar Schritte weitergehen und zusehen, ob ich jemand treffe. Es ist gewiß so, daß sie unten pennen und daß ein paar hier oben am Graben Posten stehen. Halte dich nicht lange auf, der Hauptmann wartet auf unsere Rückkehr!"

Gerhard Niemeyer machte sich daran, in den Stollen hinunterzusteigen. Es war nicht sehr einfach, denn das Rahmenholz war eng und sehr steil gesetzt. Aber er fand sich zurecht. Bald strömte ihm von unten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0068

gefördert durch
Baden-Württemberg

jener warme Dunst entgegen, der die Gegenwart von Menschen anzeigt. Dann sah er auch eine Zeltbahn, die vor dem Raum in der Tiefe hing, und bemerkte, daß hinter ihr eine Kerze brannte. Da fühlte er sich fast wie zu Hause.

Das Folgende vollzog sich mit einer ungeheuerlichen Geschwindigkeit, schneller fast, als man es schreiben oder lesen kann. Gerhard Niemeyer schlug die Zeltbahn beiseite, trat in den vom Dunst des Tabaks und der Kerze gefüllten Raum, erkannte undeutlich etwa vier Gestalten, die auf Holzpritschen lagen und schliefen, rieb sich die Hände vor Behaglichkeit und Wärme und ging dann an einen der Schläfer heran, der ihm zunächst war.

„He, Kamerad," sagte er, „es tut mir leid, daß ich dich wecken muß, aber wir sind knapp mit der Zeit."

Da geschah es, daß der Schlafende sich in Benommenheit aufrichtete mit dem Oberkörper, den vor ihm Stehenden zuerst verwundert und dann entsetzt anstarrte, die Hände abwehrend wie gegen eine Erscheinung ausstreckte und auf Französisch drei oder vier Worte schrie.

Gerhard Niemeyer hatte ein Empfinden, als ob ihm statt des Nerves ein glühender Draht im Rückgrat brenne. Eine Sekunde lang verschwamm ihm alles vor den Augen. Schon im nächsten Augenblick sprangen die übrigen Schläfer auf, riefen durcheinander, standen um den Eindringling herum und wollten sich auf ihn stürzen.

Wie es nun geschah, hätte der junge Freiwillige nachher kaum der Reihe nach erzählen können. Er wußte nur das eine, daß er hier wieder hinaus mußte, um jeden Preis, und daß es ganz ausgeschlossen war, daß sie ihn ergreifen und festhalten durften. Schon war er im Stolleneingang, die Gegner hinter sich. Schon drang er nach oben dem Ausgang zu, den er dunkel erkannte. Das Gewehr, das er immer noch umgehängt trug, spreizte sich gegen das Rahmenholz. Er schlüpfte wie eine Katze aus dem Riemen. Schon fühlte er sich von unten gehalten, aber er riß sich wieder los. Da sah er von oben eine neue Gestalt gegen sich niedergebeugt. Zwei Arme wurden ausgestreckt. Ein Schrei fletschte ihm entgegen. Er sah den schwarzen Spitzbart eines Franzosen und erkannte die blaugrauen Wickelgamaschen. Im Handumdrehen stand er im Graben, den neuen Gegner vor sich, den er nun umfaßte und niederzuringen versuchte. Aber die anderen, die von unten ihm nachgedrungen waren, hatten ihn jetzt auch erreicht. Da schrie er wie ein Tier und fauchte und trat und biß um sich gegen die vielen Hände, die ihn zu halten und zu ergreifen suchten. Sein Atem ging keuchend. Das Herz schlug überlaut, also daß es ihn fast betäubte. Dann sprang er dem Gegner im Graben auf das Knie, auf die Schulter, und war mit einem mächtigen Satz über die Böschung hinweg in die Dunkelheit hinein verschwunden.

Zehn Schritt vom Graben fiel er in einem Granatloch nieder, nachdem er sich Hände und Gesicht im Draht blutig gerissen. Er legte den Kopf in die Hände und versuchte nachzudenken. Aber schon stieg die erste Leuchtkugel hoch und zerplatzte mit leichtem Knall. Es wurde taghell, das wilde Geschrei der Franzosen ging unter in den ersten klatschenden Schüssen, die neben seinem Kopf in die Erde fuhren, rechts und links. Ein letzter Gedanke an daheim, an irgend etwas, an das Klavier im Wohnzimmer, an den Garten vor dem Hause, an das große Bild in der Aula des Gymnasiums durchfuhr ihn. Dann war es ihm, als sei er schon tot. Aber der knappe Laut einer abgezogenen Handgranate riß ihn zu den Lebendigen zurück. Er sprang auf, spürte den ungeheuren Schlag und die Flamme, die ihn bergabwärts in die Finsternis schleuderten, und rannte dann sinnlos weiter.

Ganz unten in der Hermitageschlucht, fast dort, wo sie mit der Brûleschlucht zusammentrifft, begann er sich zu sammeln und vermochte zum erstenmal sich das Vorgefallene etwa vorzustellen, obwohl er es auch jetzt mehr noch als einen schrecklichen Traum ansah denn als Wirklichkeit, die sich gerade jetzt und vor wenigen Minuten ereignet hatte.

In diesem Augenblick, als er schon dabei war, sich zu beruhigen, und schon etwas wie Freude und Genugtuung empfand, daß er einer so großen Gefahr glücklich entronnen war, in diesem Augenblick fiel ihm zum erstenmal ein, daß er seinen Kameraden, den Pionier Richard Kunze, oben auf der Vauche im Stich gelassen hatte.

Der Kampftruppenkommandeur in der Brûleschlucht, ein Major mit dem Pour le mérite, einer jener prächtigen Kerle, wie sie der Krieg hervorgebracht und geformt, dem das Herz auf dem rechten Fleck und ein unverzagter Verstand im Kopf war, knurrte lebhaft, als ihm gemeldet wurde, es sei ein junger Pionier soeben im Unterstand angelangt, der unter allen Zeichen höchster Erregung eine wichtige Beobachtung mitzuteilen habe. Der Major hatte sich gerade hingehauen, um eine Stunde zu schlafen, vielleicht auch an daheim zu denken, nicht etwa rührselig, sondern wie ein Mann sich eine Stunde lang sammelt, um nachher wieder der Pflicht und den Aufgaben der Gegenwart desto kräftiger nachgehen zu können. Nach dem Knurren stöhnte er, dann richtete er sich auf, sah auf die Uhr, verlangte nach seinen Stiefeln, zog sie an, wobei er der Ordonnanz, die ihm half, einige muntere Worte zurief, und befahl, den Kerl hereinzubringen, damit er seine Nachricht anhöre, die gewiß eine Bagatelle oder eine Ente sein werde.

Als er den jungen Freiwilligen vor sich stehen sah, in strammer militärischer Haltung, aber leichenblaß und offensichtlich so schwach, daß er im nächsten Augenblick zusammenbrechen mußte, sagte er nur: „Donnerwetter . . . da ist etwas los mit dir, mein Junge!" und stand auf.

Er ging einige Male auf und ab, soweit das die Enge des Raumes erlaubte, brannte sich eine Zigarette an und betrachtete dabei den Jungen flüchtig.

„Nun setz dich mal!" sprach er dann, indem er selbst stehen blieb. „Ist wohl schlimm gewesen, wie? Aber warte mal, da ist von meiner Frau daheim noch ein Päckchen mit Kuchen, das habe ich ganz vergessen, und eine halbe Flasche Rotspon ist auch noch da. Jetzt ißt du erst einmal und trinkst ein Glas Rotspon. Nachher kannst du erzählen, was los ist. Ordonnanz!"

Die Ordonnanz brachte das Verlangte. So kam es, daß der Freiwillige Gerhard Niemeyer am rohgezimmerten Tisch saß, Kuchen von der Frau Major aß und Rotwein trank, indessen der Major ihn sehr ernst und manchmal auch lächelnd betrachtete.

„Ist er nicht prima? Ich meine den Kuchen. Ja, siehst du, meine Alte hat da ein ganz bestimmtes Rezept, von ihrer Urgroßmutter hat sich das durch die ganze Familie vererbt. Was es ist, weiß ich auch nicht, aber jedenfalls mag ich keinen anderen Kuchen als diesen. Noch ein Glas Rotspon?"

Gerhard Niemeyer trank auch noch ein zweites Glas. Dann war ihm abermals, als sei dies alles keine Wirklichkeit, oder wenn es doch so war, dann konnte eben das andere keine Wirklichkeit gewesen sein, das ihn so bedrückte. Er kam sich vor, als flunkere er dem Major etwas vor, wenn er ihm nun alles berichten würde, wie es gewesen war.

„So, und nun darfst du erzählen," sprach der Major und riß den jungen Mann wieder in die Gegenwart zurück.

Der Bericht versetzte den Major in neues Erstaunen und machte ihn gleichzeitig sehr nachdenklich.

„Das ist eine verteufelte Geschichte, mein Lieber, und wenn uns der Franzmann da oben so dicht im Pelz sitzt, so haben wir allen Grund, darüber besorgt zu sein. In zwei Stunden wird es hell werden. Ich habe eine Handvoll Maschinengewehre zur Verfügung, um den Gegner aufzuhalten, wenn er von der Vauche herabsteigt in die Brûleschlucht. Es ist ganz sicher, daß er es versuchen wird. Die Pioniere, die rechts davon liegen, auf der andern Seite der Hermitageschlucht, könnten flankierend wirken. Aber ich vermute, daß sie der Franzmann von der Frontseite her so beschäftigen wird, daß sie keine Zeit haben, die Augen nach links zu tun. Was meinst du dazu?"

„Ich meine, Herr Major, daß man sofort, noch vor Helligkeit, einen Angriff auf die Franzosen in der Vauche machen muß, um das ganze Nest auszuheben. Ich wäre glücklich, wenn ich die Infanterie hinaufführen und an dem Angriff teilnehmen könnte."

Da sah der Major den Jungen abermals an, und abermals verwunderte er sich sehr. „Nanu!" sprach er. „Ich denke, du hast die Nase voll von dort oben, mein Sohn?"

Gerhard Niemeyer sah den Major fest an. „Ich möchte Herrn Major bitten, daß ich mitmachen darf."

„Meine Männer kennen die Ecke dort oben ganz genau. Ein Führer ist nicht nötig. Der Gedanke, die Franzosen auszuheben, ist richtig, und es soll so geschehen. Du aber legst dich hier hin und schläfst. Wenn ich zurückkomme, ist alles in Ordnung. Einverstanden?"

„Nicht einverstanden, Herr Major!"

„Ehrgeizig? Wie? Jungenträume von Orden und Ehrenzeichen und Beförderung außer der Reihe? Das ist nicht übel, mein Sohn, aber meistens geht es schlecht aus. Ich habe genug solcher Fälle erlebt. Unter meinen besten Freunden ist es geschehen. Es ist eine verfluchte Geschichte, wenn einer anfängt, Tapferkeit und Mut mit Leichtsinn und ganz gemeinem Ehrgeiz zu verwechseln."

„Es ist kein Ehrgeiz, Herr Major."

„Aber was ist es denn?"

Da senkte der Junge den Kopf und sprach leise: „Ich habe einen Kameraden dort oben im Stich gelassen . . ."

Da erstaunte der Major zum drittenmal im Verlaufe dieses kurzen Gesprächs und schien ganz in Nachdenken versunken, obwohl es doch an der Zeit war, die Vorbereitungen für den Angriff zu treffen. Dann ging er auf den Freiwilligen Gerhard Niemeyer zu, legte beide Hände auf seine Schultern, sah ihm dicht und lächelnd in die Augen und sprach: „Das ist etwas anderes, mein Sohn. Da darfst du natürlich mitmachen. Aber zuvor schläfst du noch eine Stunde. Hier auf meiner Drahtpritsche schläfst du, und wehe, wenn du aufstehst, ehe du geweckt wirst."

„Zu Befehl, Herr Major!"

Indessen der Major nun daranging, alles vorzubereiten, und die Befehle entwarf und ausgab, lag der Freiwillige Gerhard Niemeyer auf der Drahtpritsche und schlief fest und traumlos. Aber vielleicht träumte er doch, denn auf seinem Gesicht lag es bisweilen wie ein Lächeln.

Der Angriff erfolgte in den ersten Morgenstunden, an der Grenze zwischen Tag und Nacht, als das Schlachtfeld noch nicht erwacht war. Man verzichtete auf Artillerievorbereitung. Es wäre auch nicht möglich gewesen, die Batterien in so kurzer Zeit zu benach-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0069
gefördert durch Baden-Württemberg

richtigen. Er geschah in jener seltenen Form, die man kaum noch kannte, als ein Überfall mit heimlichem Anschleichen, als ein Sturm, wo man mit dem Kampf Mann gegen Mann und Brust an Brust rechnen muß, ein jeder ganz auf sich selbst gestellt.

Der Major selbst leitete das Unternehmen. Es war, als sei er niemals so bei der Sache gewesen wie heute. Sein Eifer übertrug sich rasch auf jeden einzelnen, der daran teilnahm, und es entstand eine ganz außergewöhnliche, fast fröhliche Stimmung in der Schar dieser Männer, die wahrlich genug hatten durchmachen müssen, um mit mehr Zurückhaltung die Ereignisse zu betrachten. Ja, es war, als ob sie alle wieder jung geworden wären wie siebzehnjährige Soldaten, die gestern erst als Freiwillige ausgerückt waren, um sich heute dem unbekannten und prickelnden Reiz des ersten Gefechtes zu unterziehen.

Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß ein solcher Angriff gelingen mußte, denn diese besondere Stimmung gab den Angreifern eine turmhohe Überlegenheit über den Gegner, unter dem sich alsbald das Gefühl der Ohnmacht ausbreitete, jene Unterlegenheit gegenüber einer fremden und unheimlichen Kraft, der man sich nur beugen kann.

Der Major, der die einzelnen Trupps flüsternd verteilte und mit einer Trillerpfeife den Augenblick des Einbruchs in den feindlichen Graben deutlich machte, sah im ersten Dämmerlicht den Freiwilligen Gerhard Niemeyer dicht in seiner Nähe und nickte zufrieden, als er ihn eifrig und behende aufspringen sah, fast wie ein Junge in der Schule, wenn er vom Lehrer aufgerufen ist zu irgendeiner besonderen Leistung, oder wenn es geläutet hat und die kurze Freiheit der Pause zwischen den Stunden verlockend winkt. Er macht es wie ein alter, erfahrener Soldat, dachte der Major, aber es ist doch etwas dabei, was ihm noch vom Indianerspielen her anhaftet. Wie eine Katze schleicht er oder wie Winnetou, der Apachenhäuptling. Und indem er selbst nun aufstand, um den vorgestürzten Trupps auf dem Fuß zu folgen, immer bereit, einzugreifen mit seiner Reserve, wo es nötig sein würde, durchfuhr es ihn mit einer ganz plötzlichen Wehmut, daß er, wenn damals das Unglück mit seiner Frau nicht geschehen wäre, vor siebzehn oder achtzehn Jahren, jetzt vielleicht einen Sohn haben würde, genau wie jenen dort. Dabei wurde er auf einmal ängstlich und besorgt, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, und er ärgerte sich fast, daß diese unversehens erwachte Zärtlichkeit des Vaters ihn gegen seinen Willen in seinen kriegerischen Verrichtungen zu behindern drohte, gerade in dem Augenblick, wo er alle Anspannung bedurfte. Er schüttelte also dieses lästige und, wie ihm schien, sentimentale Gefühl ab wie ein Hund, der aus dem Wasser kommt, sich der Nässe entledigt, und eilte auf den feindlichen Graben zu, wo schon die ersten Gefangenen ihm mit erschrockenen Gesichtern und erhobenen Armen entgegenkamen. In diesem Augenblick war der Angriff von drüben jenseits des Grabens aus der zweiten französischen Stellung erkannt worden, und das peitschende Geknatter der Maschinengewehre setzte ein.

Unterdessen hatte sich im Graben folgendes ereignet. Der Freiwillige Gerhard Niemeyer, der mitten unter den ihm ganz unbekannten Infanteristen lief, wies seine Begleiter mit hastigen Worten auf den Eingang eines Stollens. Einer der Infanteristen nickte, womit er bedeuten wollte, daß er als erfahrener Soldat wohl wisse, wie man das mache und einen solchen Bunker seines Menscheninhalts auf das rascheste entledige, denn es war größte Eile geboten. Aber der Freiwillige riß ihm die schon abgezogene und fast schon in den Stolleneingang geworfene Granate in letzter Sekunde aus der Hand und warf sie geradeaus über die Böschung, wo sie donnernd krepierte. Die Maschinengewehre schossen jetzt schon, und die Kugeln fuhren zischend über sie hin wie Striche durch die Luft.

Ehe sich der Infanterist von seiner Verwunderung erholen konnte, war der Junge im Stollen verschwunden. Man hörte ihn hastig die Stufen hinunterpoltern. Der Infanterist schüttelte den Kopf und betrachtete sich die Umgebung, wo es jetzt nicht gerade sehr gemütlich aussah; denn man konnte schon erkennen, daß aus der zweiten französischen Linie einzelne Gestalten aufsprangen und zum Gegenstoß ansetzten. Aber das Feuer, das die Infanteristen jetzt aus ihren Gewehren eröffneten, trieb sie zurück und zwang sie zu Boden und in die Trichter. Jetzt heulten auch die ersten Granaten heran und krepierten mit Donnergetöse hinter der Stellung. Die französischen Batterien erwachten und schossen Sperrfeuer.

Da hörte der Infanterist, der immer noch unschlüssig vor dem Stolleneingang stand, wie der Junge unten einen Schrei ausstieß, von dem er nicht sagen konnte, ob es ein Freudenschrei oder ein Todesschrei war. Als erfahrener Mann nahm er aber das letztere an, denn für das erstere vermochte er sich keinen Anlaß zu denken. Wie er nun gerade sich anschickte, die zweite Handgranate abzuziehen und diesmal ungehindert ihren Weg zurücklegen zu lassen, hielt er plötzlich inne, denn unten entstand ein Rumoren. Schon stiegen zwei, drei, vier, sechs Franzmänner heraus, die Hände erhoben und das „Pardon camarade!“ auf den bleichen Lippen. Hinter ihnen kam jetzt auch der kleine Freiwillige, mit glühendem Gesicht, ganz rot und schrecklich aufgeregt von irgend etwas, als sei er dem Leibhaftigen in eigener Person begegnet und dieser habe ihm bedeutsam auf die Schulter geklopft. Noch größer aber war sein Erstaunen und sein Begriffsvermögen setzte schier aus, als der Junge hinter sich her einen zweiten Pionier zog, der lachte und weinte in einem und immerfort stammelte: „Nein, nein... wer hätte das gedacht!“

Jetzt war es aber höchste Zeit, daß sie mit ihren Gefangenen den Graben räumten, denn das Sperrfeuer hatte mächtig eingesetzt. Sie kletterten auf die Böschung und zogen sich langsam zurück, die Blicke und die Gewehre nach rückwärts zu den Franzosen gelenkt.

„Der Major!“ rief eine Stimme.

Ja, was war denn mit dem Major?

Sie fanden ihn zehn Meter hinter dem Graben. Er lag auf der Seite in einem Trichter, ein wenig zusammengekrümmt, und es schien, als schlafe er. Als sie näher zusahen, bemerkten sie, daß eine Maschinengewehrkugel ihm in die Brust eingedrungen, dort wo das Herz war. Sie erkannten die Stelle leicht, weil er die rechte Hand darauf gelegt hatte, als habe er eben noch den leisen Schmerz empfunden, den der kleine Stahlkörper verursacht.

* * *

Die Erzählung „Nacht vor Verdun“ ist dem in diesen Tagen erschienenen Buch „Kameraden durch dick und dünn“ (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart-Berlin-Leipzig) mit Genehmigung des Verlages entnommen. In diesem Buch, das von Theodor von Jeska, Hauptmann (E) im Reichskriegsministerium, herausgegeben ist, erzählen Soldaten aus Krieg und Frieden. Generalfeldmarschall von Mackensen gab dem reich illustrierten, echten Soldatenbuch das Geleitwort.

Die vom Reichskriegsministerium herausgegebene Halbmonatszeitschrift Die Wehrmacht erscheint im Verlag „Die Wehrmacht“ GmbH., Berlin W 8, Kronenstraße 37.

Erscheinungsweise: Jeder erste und dritte Freitag im Monat.

Bezugspreis: 50 Reichspfennig monatlich, zuzüglich Bestellgeld.

Bestellungen nehmen entgegen:

1. jede Buch- und Zeitschriftenhandlung,
2. jede Postanstalt,
3. der Verlag.

Bestellschein

Vom Verlag „Die Wehrmacht“ GmbH., Berlin W 8, Kronenstr. 37, bestelle ich hiermit ab 1. 11. 1936 auf ein Jahr die Zeitschrift „Die Wehrmacht“

Name und genaue Anschrift

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0070
gefördert durch Baden-Württemberg

Fotos: UFA (4)

„Wir schwören zu Gott dem Allmächtigen einen feierlichen Eid, Seiner Apostolischen Majestät, unserm Allerdurchlauchtigsten Fürsten und Herrn Franz Joseph dem Ersten, von Gottes Gnaden Kaiser von Österreich, König von Böhmen usw. und Apostolischen König von Ungarn und den sanktionierten Gesetzen unseres Vaterlandes treu und gehorsam zu sein, auch Allerhöchst Ihren Generalen, überhaupt allen unseren Vorgesetzten und Höheren, zu gehorchen, dieselben zu ehren und zu beschützen, ihren Geboten und Befehlen in allen Diensten Folge zu leisten, gegen jeden Feind, wer immer er sei, zu Wasser und zu Land, bei Tag und Nacht, in Schlachten, Stürmen, Gefechten und Unternehmungen jeder Art, mit einem Worte an jedem Ort, zu jeder Zeit und in allen Gelegenheiten tapfer und mannhaft zu streiten, unsere Truppen, Fahnen und Geschütze in keinem Fall zu verlassen, uns mit dem Feinde nie in das mindeste Einverständnis einzulassen, uns immer so, wie es den Kriegsgesetzen gemäß ist und wie es braven Kriegsleuten zusteht, zu verhalten und auf diese Weise mit Ehren zu leben und zu sterben, so wahr uns Gott helfe! Amen." (Der Eid der Tiroler Standschützen.)

Im Geiste Andreas Hofers

Zuerst in München, dann in Innsbruck und Wien und in einigen Städten des Reiches ist während der letzten Wochen der Ufa-Film „Standschütze Bruggler" angelaufen. Im Rahmen der stattgehabten Festvorstellungen bot er einen würdigen Anlaß, der Waffenbrüderschaft der Deutschen im Reiche und in der ehemaligen Donaumonarchie zu gedenken. Denn seine Schilderung der anfänglichen Selbstverteidigung Tirols im Weltkriege endet mit dem rettenden Einsatz einer reichsdeutschen Kompanie gerade in dem Augenblick, als die dünne Linie der Tiroler Standschützen von dem schwungvoll vorgetragenen Angriff der italienischen Alpinis überrannt zu werden droht. Aber die eigentliche Absicht des Films ist es, das Heldenlied der Tiroler Standschützen zu singen und damit zur Ehrenrettung des österreichischen Soldaten deutschen Stammes beizutragen, dem man im Reiche häufig mit einer mehr scherzhaften Auffassung Unrecht tut, weil man ihn allzu leicht mit dem ruthenischen, tschechischen oder slowenischen Soldaten der alten österreichischen Armee identifiziert. In Wahrheit machte er nur den vierten Teil dieser Armee aus und hatte neben den Mühen und Gefahren des Kampfes noch fortwährend die zermürbenden Erlebnisse einer völkischen Tragödie von ungeheurem Ausmaß zu tragen. Kein deutscher Soldat focht unter einer so furchtbaren moralischen Belastung wie er inmitten der fremden Nationalitäten, die oft genug offen mit dem Feinde sympathisierten, überliefen, desertierten oder sogar Verrat übten. Denn daß er überall da ran mußte, wo es in den Reihen der anderen am schlimmsten stand, versteht sich von selbst, und welche Blutopfer er dabei zu bringen hatte, geht schon aus dem Beispiel des Kärntner Infanterie-Regiments Nr. 7, des Kärntner Hausregiments, hervor, das die höchste Verlustziffer eines Regiments im Weltkriege aufweist.

Anton Graf Bossi-Fedrigotti, nach dessen gleichnamigem Roman der Film „Standschütze Bruggler" entstand, hat auch in seinen anderen Kriegsschilderungen, wie „Überläufer in den Karpathen" oder „Kaiserjäger am Col di Lana", diese Tragödie der Deutschen Österreichs im Kriege und die Bewußtheit ihres Einsatzes für das Deutschtum gestaltet. Im „Standschützen Bruggler" verarbeitet er Erinnerungen aus seiner Knabenzeit. Buch und Film geben ein wahrheitsgetreues Bild von der kämpferischen Leistung der Tiroler Standschützen im Weltkriege. Sie haben den Wert eines Augenzeugenberichtes. Denn der Verfasser war mit dabei, als die Tiroler Bauern, die letzten, die daheimgeblieben, wie zu Andreas Hofers Zeiten auszogen, um die Heimat zu schützen. Bossi-Fedrigotti entstammt einem alten Südtiroler Adelsgeschlecht, dessen Stammsitz, die Herbstenburg bei Toblach, schon Kaiser Maximilian I. beherbergte und heute noch Fresken von Dürers Hand als wertvolle Zeugen eines großen deutschen Kulturerbes bewahrt. Als im Mai 1915 die italienische Kriegserklärung kam, war Bossi-Fedrigotti fünfzehn Jahre alt. Aber wie viele Tiroler Jungens seines Alters hielt es ihn bald nicht mehr zu Hause. Eines Tages, während der Ferien, riß er aus und ging an die Front. Er stieg hinauf in die Berge, wo auf den höchsten Gipfeln die älteste und die jüngste Mannschaft Tirols dem Ansturm eines überlegenen Gegners und allen Gefahren des Hochgebirges trotzte, um das „Land'l" vor den Zerstörungen des Krieges zu schützen. Der junge

Ausreißer wurde zwar nach einiger Zeit unter den Standschützen entdeckt und in die Schule zurückgeholt. Aber er hatte dort oben und auch in den Dörfern hinter der Front unter den allein gebliebenen Frauen genug an erschütternden Beispielen eines entschlossenen und opferbereiten Heldenmutes gesehen, um vollen Herzens davon zeugen zu können.

Die älteste und die jüngste Mannschaft Tirols — das letzte Aufgebot, die Greise und die Knaben, die über sechzig und die unter sechzehn — waren es, die den Wall ihrer Leiber vor die bedrohte Heimat warfen. Denn als Italien den Krieg erklärte, war das Land bereits von jedem noch einigermaßen kriegstauglichen Manne entblößt. Die Tiroler Kaiserjäger, neben den Steiermärker und Kärntner Regimentern die beste Truppe der österreichischen Armee, kämpften und bluteten seit langem auf den weiten Schlachtfeldern Rußlands und Galiziens. Was in Tirol noch an Reserven zu holen gewesen war, lag im Osten im Kampfe gegen die Russen. Aber die Jahrhunderte alte Tradition der Selbstverteidigung, die einst auch den Aufstand Andreas Hofers ermöglicht hatte, war in dieser kampfgewohnten Grenzmark des deutschen Südens noch nicht erloschen. Sie hatte sich seit dem „Landlibell" Kaiser Maximilians I. aus dem Jahre 1511, dem ältesten Wehrgesetz im deutschen Raum, schon oft bewährt. So auch im Jahre 1915: das von allen Truppen und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0071

gefördert durch
Baden-Württemberg

von aller frontdiensttauglichen Mannschaft entblößte, schutzlos dem Feinde preisgegebene Land brachte in der Stunde der Not noch 40 000 Freiwillige, darunter einige tausend Meisterschützen, auf die Beine, und zwar mit verblüffender Schnelligkeit. Der Alarmbefehl ging über Boten mit allen Bewegungsmitteln, über Leuchtfeuer und Signalraketen in die entlegensten Täler, die Standschützen ließen alles liegen und stehen, eilten zu ihren Schießständen, nach denen sie ihren Namen führen, faßten dort die inzwischen eingetroffenen Mausergewehre und Monturen, wuchsen zu Kompanien und diese zu Bataillonen zusammen, und schon 24 Stunden nach Erhalt des Befehls rollten die Züge nach Süden.

Die Wehrverfassung der Standschützen hatte seit jenem Libell des Kaisers Max manche Wandlungen und Reformen erlebt. Erhalten hatte sich aber z. B. das alte Recht der Standschützen, sich ihre Führer selber aus ihrer Mitte zu wählen. Die Wahl fiel dabei gewöhnlich auf die besten Schützen oder auf die, die das Land am besten kannten. Das Unmilitärische und die mangelnde soldatische Ausbildung dieser improvisierten Miliz wurde aber wieder wettgemacht von dem Geiste, der sie beseelte und der seinen leidenschaftlichen Kampfwillen aus der leidenschaftlichen Heimatliebe des Tirolers nährte. Völlig unzureichend ausgerüstet, in Waffen wie in der Kleidung kaum mit dem Nötigsten versehen, hat dieses letzte Aufgebot des erschöpften Landes im Schnee und Eis der Gletscher und im nackten Felsgestein der Dolomiten standgehalten, bis nach dem Abflauen der großen Offensiven im Osten und Westen das schnell zusammengestellte „Deutsche Alpenkorps" und die kampferprobten und berggewohnten Tiroler Kaiserjäger aus Galizien ihnen zu Hilfe eilen konnten. Auch dann noch blieben die Standschützen an der Front. Drei Jahre lang teilten sie mit ihren Kameraden von der Armee alle Strapazen des Kampfes im Hochgebirge, Hitze und Durst, Kälte und Lawinen — dreihundert Soldaten forderte der „weiße Tod" auf dem Gletscher der Marmolata an einem einzigen Tage —, vollbrachten sie mit jene alpine Höchstleistungen, die vorher kein Sportsmann für möglich gehalten hätte, schleppten sie MG's und Geschütze auf die höchsten Gipfel, erduldeten sie standhaft die furchtbaren Trommelfeuer der italienischen Artillerie — jeder Mann, vom ältesten bis zum jüngsten, ein Held, ein ganzes Volk von Helden. Als der kommandierende General des „Deutschen Alpenkorps", General Krafft von Dellmensingen, durch verwaiste Dörfer an die Dolomitenfront fährt, urteilt er, völlig beeindruckt von dem gewaltigen Blutopfer der Tiroler: „Ich neige mich vor dem Opfermut des Tiroler Volkes. Etwas Größeres gibt es nicht auf Erden."

Frank Maraun

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0072
gefördert durch
Baden-Württemberg

Einheitswaffe für die Infanterie?

ZUM KAMPF ZWISCHEN PANZER UND GESCHOSS

Ein jeder sucht im Kampf zwischen Panzer und Geschoß den anderen zu übertrumpfen: der Sieger von heute kann — in diesem Kampf — der Unterlegene von morgen sein. Besonders reich ist die Geschichte dieses Kampfes auf See und im Kampf des schweren Geschützes gegen die Festung. Beide Begriffe sollen hier außer acht bleiben. Und trotzdem bleibt genug, um die Wechselbeziehungen von Panzer und Geschoß auf dem verbleibenden Restgebiet zu betrachten.

Wir gehen in die Zeit des großen Krieges zurück. Ist die Einführung des Stahlhelmes, der gegen kleine Splitter schützt, nicht ein Ausschnitt aus diesem Ringen? Die Einführung der Smk-Munition, eines Spitzgeschosses mit Kern, als Infanteriegeschoß verlegte das Duell zwischen Panzer und Geschoß, das bis dahin doch mehr die Domäne der Artillerie gewesen war, in den Infanterieraum. Mit dieser Munition war es möglich, gegen MG- und Geschützschilde, gegen den leichtesten Panzer von Kampffahrzeugen und gegen gepanzerte oder maschinelle Teile von Flugzeugen Wirkung auszuüben. Damit ist zugleich angedeutet, daß der Panzer und das Flugzeug sich in den Infanteriekampf einschalteten. Aber zunächst war das neue Infanteriegeschoß noch überlegen — bis sein Gegner, der Panzer, wieder ein mächtigeres Wort sprach. Die Technik hatte es — leider nicht auf deutscher Seite — verstanden, die Wirkung des Smk-Geschosses durch eine stärkere Panzerung aufzuheben. So wurde der deutsche Infanterist gegen die gepanzerte Angriffswaffe wehrlos. Er ist es eigentlich bis zum Ende des Krieges geblieben, wenn er sich auch selbst mit Provisorien half, wenn ihm auch die Schwesterwaffen, vornehmlich die leichte Artillerie mit direktem Schuß, jede nur mögliche Unterstützung zuteil werden ließen.

Ein Vakuum war zu überbrücken, bis die Waffe gefunden war, die den Infanteristen wieder zum aussichtsvollen Kampf gegen den Panzer befähigen sollte. Waffen sind nicht aus dem Boden zu stampfen, sie brauchen oft Jahre, bis aus der ersten Konstruktion etwas vollwertiges geworden ist. Und es ist in der deutschen Waffenherstellung immer so gewesen, daß das Instrument, dessen Konstruktion lange Zeit dauerte, sich dann auch immer als das beste erwies. Die Geschichte unserer schweren Feldhaubitze, die in ihren Anfängen bis in den Beginn des 20. Jahrhunderts hineinreicht, ist Beweis für diese Behauptung. Sie war im Kriege so gefürchtet, daß Versailles es für bequemer hielt, uns auch dieses Geschütz verbieten zu müssen. Ein gnädiges Schicksal hat es nicht sterben lassen.

Unsere Infanterie aber konnte nicht warten. So gab man ihr zunächst ein seltsames Gebilde in die Hand, das sogenannte Tankgewehr von 13,25 Millimeter Seelenweite, das ein vergrößertes Smk-Geschoß verfeuerte. Oberflächlich betrachtet war dieses Tankgewehr ein Gewehr 98 in vergrößertem Maßstab. Es wog 16 Kilogramm gegen die 4,1 Kilogramm des Gewehres, war 1,75 Meter lang und mußte zum Schießen auf eine Stütze gelegt werden. Der Rückstoß war so groß, daß er beinahe über die körperliche Kraft eines Menschen hinausging. Viel Vertrauen hatte die Truppe zu diesem Monstrum nicht, und es ging bald ein Witz herum, daß das Gewehr für die Kinnlade des Schützen gefährlicher sei als für den feindlichen Panzer.

So war es in der Praxis nun wiederum nicht. Die Schußleistungen waren durchaus nicht schlecht und zwischen 100 und 1000 Meter konnte die damals übliche Panzerstärke durchaus durchschlagen werden. Zum Inbrandsetzen des Tankinnern diente eine T-Phosphormunition. Diese Waffe sollte nur ein Notbehelf darstellen. Sie sollte Lückenbüßer sein, bis das Tuf, das Tank- und Fliegerbekämpfungs-MG, in größeren Lieferungen an die Truppe ausgegeben werden konnte. Dieses Tuf übertrug die T-Munition des Tankgewehrs auf das MG, konnte die Eigenschaften des MG nutzbringend anwenden und hätte den Kampf der deutschen Infanterie gegen Panzer und Schlachtflieger wesentlich erleichtern können. Aber es kam zu spät. Der Krieg war zu Ende, als es in brauchbaren Mengen herauskam. Auch das Reichsheer hatte keinen Nutzen mehr davon, weil es ihm verboten wurde.

Warum kam es so spät heraus? Es lag an den Anforderungen, die an eine solche Waffe gestellt werden mußten. Sie mußte leicht und beweglich sein. Sie mußte niedrig im Aufbau sein, um die eigene Stellung nicht zu verraten. Sein Geschoß sollte soviel Durchschlagskraft entwickeln, daß keine Panzerstärke ihm widerstand. Es sollte daneben soviel Sprengkraft enthalten, daß es im Innern des durchschlagenen Panzers die lebenswichtigen Elemente, die Besatzung und das Material, vernichten konnte. Es sollte aber noch mehr. Es sollte auch gegen nichtgepanzerten Feind, gegen MG's und ihre Nester wirken können. Es sollte also eine Universalwaffe sein gegen einen Gesamtfeind, der aus Infanterie oder aus Panzern oder aus Schlachtfliegern oder aus einem „gemischten Verband" solcher Waffen bestehen würde.

Eine solche Forderung zu erfüllen ist schwer. Was die deutschen Waffentechniker im Kriege anfingen, haben andere fortzuentwickeln versucht. Die Waffe aber, die allen diesen Bedingungen entspricht, ist bis heute nicht gefunden. Es ist gleichgültig, ob die Konstruktion vom Infanteristischen her, d. h. vom Maschinengewehr aus, oder vom Artilleristischen her, d. h. von der Revolverkanone aus, an eine solche Universalwaffe herangingen. Man stellte zunächst fest, daß das Kaliber des deutschen Tuf zu schwach war. Und man ging dazu über, solche Maschinenwaffen, die einmal als überschwere Maschinengewehre, das andere Mal als Maschinenkanonen bezeichnet werden, mit einem größeren Kaliber von etwa 20 bis 25 Millimeter Seelenweite zu entwickeln. Ihr Vorteil mußte darin liegen, daß es bei diesem Kaliber möglich ist, Geschosse mit Sprengladung und Zünder zu fertigen, die also außer einer hohen Durchschlagskraft noch durch ihre Sprengladung wirken können. Die Frage des Untergestelles, der Lafette, macht dabei die Herzen der Techniker schwer. Diese Lafette soll fest und doch niedrig sein, sie soll ein großes Höhen- und Seitenrichtfeld haben, um als Gestell für Flugabwehr und als Schwenkungsmittel gegen plötzlich von der Seite auftauchende Panzer gleichermaßen zu dienen. Solche Anforderungen, zu denen noch das Abfangen des nicht vermeidbaren Rückstoßes gehört, stehen dem Zwang, mit dem Gewicht nicht zu hoch zu gehen, sehr entgegen. Dabei hat es sich dann ergeben, daß mit einem Lafettengewicht von 300 Kilogramm gerechnet werden muß, wenn die Waffe brauchbar sein soll. Damit taucht das Transportproblem auf. Das verringert aber ihren Wert als Waffe im Infanteriekampffeld, wo es auf große Beweglichkeit ankommt. Solche Dinge haben bisher die Herstellung einer allen Wünschen gerecht werdenden maschinellen Einheitswaffe verhindert. Der einzige Trost, mit dem sich die Fachleute auspolstern können, ist der, daß es ihren Kollegen in allen Ländern nicht anders ergeht.

Die Infanterie kann aber auch im Frieden nicht warten. Sie braucht Waffen, wenn sie jederzeit in der Lage sein soll, nicht nur einen modernen Feind anzuhalten, sondern auch anzugreifen. Darum mußte man ihr Sonderwaffen in die Hand geben. Und man ging — neben Bogenschußwaffen — an die Konstruktion besonderer Panzerabwehrkanonen, bei denen man noch ein größeres Kaliber wählte und sich zwischen Seelenweiten von 3,7 bis 4,7 Zentimeter bewegte. Es wurden auf diese Weise sehr brauchbare Waffen entwickelt. So ist die deutsche Pak, die Panzerabwehrkanone der Panzerabwehrkompanien der Infanterie und der Panzerabwehrabteilungen der höheren Verbände eine solche. Andere Staaten haben sich auf ein 4,7-Zentimeter-Kaliber festgelegt, andere schwanken, nach praktischen Erfahrungen der Truppe, so Frankreich, das zunächst ein 2,5-Zentimeter-Geschütz gegen Panzer wählte und dann ein 3,7-Zentimeter-Geschütz für besser geeignet hielt. Die Flugabwehr wählte selbständige Waffen und schuf sich neben besonderen Fliegerabwehrmaschinengewehren automatische 2-Zentimeter-Kanonen.

Ist der Gedanke an eine überschwere automatische Universalwaffe — mit der man der Infanterie ein Idealmittel in die Hand gibt, das auch zahlreich genug vorhanden sein könnte, um allein schon durch die Masse zu wirken, das nicht wie kostbarere größere Waffen in verhältnismäßig kleine Verbände aufgeteilt zu werden braucht, um den einzelnen Infanterieeinheiten Schutz zu gewähren — aufgegeben? Nein. Als Versuchswaffen sind solche Neukonstruktionen vielerorts in Gebrauch. Dabei ist es interessant, daß sie zum Teil auf deutschen Kriegskonstruktionen beruhen. Es sind dies die 2-Zentimeter-Schnellfeuerkanone des Stahlwerkes Becker und die 2-Zentimeter-Maschinenkanone Ehrhardt, die Anfang 1918 soweit fertig waren, daß sie als Maschinenkanonen für Flugzeuge brauchbar schienen. Bei dem starken Bedürfnis der deutschen Infanterie zur Kampfwagenabwehr sind solche Kanonen aber auch dieser Schwestergattung überwiesen worden. Vornehmlich die Becker-Kanone diente dann den Schweizer Oerlikon-Werken zur Konstruktion ihrer 20-Millimeter-Maschinenkanone als Unterlage. Ihre Konstruktion soll kriegsbrauchbar sein, und sie ist gleichermaßen als Infanterie-Begleitwaffe wie zur Fliegerabwehr, wie als Flugwaffe gedacht. Dieselbe Fabrik hat mit dem Ausgangspunkt „Deutsches Tankgewehr" übrigens auch ein Selbstladegewehr herausgebracht, das bei gleichem Kaliber ein Geschoß von 128 bis 142 Gramm (Spreng- bzw. Panzergranate) mit einer Feuergeschwindigkeit von 40 Schuß in der Minute verschießen kann und Panzer von 15 Millimeter auf 500 Meter durchschlägt. In England will man brauchbare Versuche mit diesem Gewehr gemacht haben, das übrigens kürzer und leichter ist als die gleichfalls schweizerische 2-Zentimeter-Tankbüchse „Solo" der Werke Solothurn, die noch leistungsfähiger als das Oerlikon-Gewehr sein soll. Ihr Gewicht beträgt 10 Kilogramm, das Magazin faßt 5 bzw. 10 Patronen. Die Waffe ist nicht nur für die Infanterie, sondern auch als Bewaffnung für Panzer gedacht. Ihre Panzergranate soll bei einem Auftreffwinkel von 60 Grad (auf den Panzer) Panzer-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0073
gefördert durch Baden-Württemberg

platten von 27 Millimeter Stärke durchschlagen. Das würde selbst gegen mittlere Kampfwagen völlig ausreichen.

Solothurn hat daneben noch eine Maschinenkanone konstruiert, die der Oerlikonkanone wahrscheinlich sehr nahekommt.

Dem Gedanken des Einheitsgeschützes versucht die dänische Firma Madsen gleichfalls mit einer 2-Zentimeter-Kanone möglichst nahezukommen. Ihre Konstruktion verfeuert 160-Gramm-Granaten bis zu 5000 Meter und kämpft lebende Ziele innerhalb von 2000 Meter schneller und sicherer nieder als die bisherigen schweren Maschinengewehre. Diese Kanonen sind wirksame Bekämpfungsmittel gegen Kampfwagen und Flugzeuge.

Alle diese Waffen sind natürlich noch nichts Endgültiges. Man greift sie sogar sehr stark an, weil man auf dem Standpunkt steht, daß die Forderungen „Infanteriebekämpfung", „Wirkung gegen Panzer" und „Fliegerabwehr" nicht von einer Waffe allein erfüllt werden können. Für den ersten Zweck hält man die Splitterwirkung der 2-Zentimeter-Granate für zu gering, für den Nahkampf gegen Panzer glaubt man die Waffe zu groß, gegen ihre Eigenschaften zur Fliegerabwehr hat man nichts einzuwenden. Man spricht von ihr etwas geringschätzig als von einem Waffenbastard.

Aber auf dem Wege, der Infanterie ihren Kampf zu erleichtern, soll man die Mühe nicht scheuen. Der Gedanke, eine dem MG überlegene Waffe zu konstruieren, kann durchaus zu einer Idealkonstruktion führen, die sie auch zur Panzerbekämpfung befähigt. Nicht immer hat die Infanterie das ideale Gegenmittel des eigenen Panzers zur Hand. Nicht immer wird ihre Panzerabwehrkraft allen Erfordernissen genügen, denn die Zuteilung solcher Waffen hat auch ihre Grenzen. Um so wichtiger ist ein Mittel, das Angriff und Abwehr in Harmonie in sich vereinigt.

Mussolini hat einmal zwei sehr richtige Sätze ausgesprochen, die den Wert der Infanterie ins rechte Licht rücken: „Wer Infanterie sagt, meint Volk in des Wortes weitester und tiefster Bedeutung, meint Volksheldentum" und ein andermal: „Wir teilen zur Infanterie die Blüte der Rekrutenjahrgänge ein und geben der Infanterie die wichtigsten Mittel der Kriegstechnik." Diese hohe und durchaus richtige Einschätzung vom Wert der Infanterie, dieser Königin des Schlachtfeldes, muß der Leitstern sein, ihr alles in die Hand zu geben, keine Überlegung zu scheuen, um sie für ihre Aufgaben stark zu machen.

von Wülcknitz

HINNERK UND SEIN TRAGTIER

Kurz nach Mitternacht erhob sich Hinnerk von seinem feuchten Mooslager. Mit schweren Schritten ging er nach dem Wellblechschuppen, wo sein Tragtier stand. Aus einem großen Sack griff er einige Hände voll Hafer, ließ sie in den Futtersack gleiten und hängte ihn dem Tier vor das Maul. Nun waren sie schon über zwei Jahre Kameraden, zusammen durch die Hölle von Verdun gegangen. Damals, als das kleine Tier vor den schwarzen Waldbergen Montenegros erbeutet und Hinnerk anvertraut wurde, glaubte er niemals, daß der Krieg so lange dauern würde. Nach Verdun kam dann der Marsch über die Transsylvanischen Alpen, weit nach Rumänien hinein, beinahe bis an die Ostgrenze des Landes. Und dann der sieghafte Feldzug gegen Italien, als die Front am Isonzo zusammenbrach und der Verfolgungsmarsch bis an die Piave führte. Und wieder kamen heiße Tage. Der Durchbruch bei Armentières war durch die unerschöpflichen Reserven der Feinde zum Stillstand gekommen.

Einem Sarkophag gleichend lag der Kemmelberg auf der weiten flandrischen Ebene. Die Stunde des Berges war gekommen.

In den vordersten Stellungen lagen die sturmerprobten, sieggewohnten Truppen des deutschen Alpenkorps. Hinter ihnen harrten die Batterien des Augenblicks, wo sie orkanartig losbrechen und den Weg freimachen sollten. Hinter den Ruinen von Ploegsteert stieg wie ein glühender Ball die Sonne empor und hüllte die Landschaft in einen mattroten Schimmer.

Ganz fern am Horizont zeichnete sich die große Etappe Lille als graue Silhouette ab. Dort bebten die Menschen, wenn die Front bebte. Von dort fuhr auch der Urlauberzug, der Hinnerk in zwei Tagen in die Heimat nach Ostfriesland bringen sollte. Mit seinem Mädel war er einig geworden. In diesem Urlaub wollte er sich mit ihm verloben. Aber erst mußte der Kemmel gestürmt sein.

Hinnerk holte sein Tragtier unter dem Wellblechdach hervor. Den Tragsattel schnallte er heute besonders fest. Wie hatte doch der Feldwebel gesagt? In zwei Tagen kann ich in Urlaub fahren ... die Papiere sind schon fertig? Mit der nächsten Feldpost hatte er seinem Mädel geschrieben. Wie er sich auf dieses Wiedersehen freute! Und auf den feinen Kuchen und die Tiere im Stall. Ob die ihn wohl noch erkennen würden? Wenn er dann mit dem Mädel Arm in Arm über die Felder geht ...

Aber erst mußte er noch über ein anderes Feld gehen, ein Feld mit roten Blumen . . . aus Blut . .

Es war Zeit zum Abmarsch. Er hängte den Karabiner um den Hals und faßte die Zügel straff. Froh zog er der nahen Front entgegen . . . zwei Tage noch . . . Da lagen schon die Stellungen der Einundzwanziger Mörser. „Feuer!" gellte eine rauhe Stimme durch den Wald. Der Kemmelsturm begann. Ächzend fuhren bei jedem Schuß 120 Kilo Stahl hinüber.

Das bislang willig gefolgte Tragtier war wie ausgewechselt. Bei jedem Schuß stieg es wild empor und versuchte in schreckhaften Seitensprüngen auszubrechen. Doch Hinnerks starke Faust riß es immer wieder heran. Er, der sonst dem Tier nur tätschelnd die Hand auf das struppige Fell legte, kannte kein Erbarmen. Mit schnaubenden Nüstern und zitternden Flanken mußte das Tier folgen. Witternd standen die Ohren aufgerichtet. Stete Bereitschaft gegen die drohende Gefahr machten das sonst folgsame Tier zu einem störrischen Wesen, das nicht mehr in seinem Führer den treuen Beschützer sah, sondern seinen Feind, der sein Verderben heraufbeschwor durch seinen hartnäckigen Vorwärtsdrang.

Nach stundenlangem Ausharren im Trommelfeuer erhoben sich die Sturmtruppen und warfen sich der feindlichen Abwehr entgegen.

Hinnerk hatte in der Reservestellung zwei Kisten Minenwerfermunition erhalten und am Sattel befestigt. Er schloß sich dem Vorgehen der zweiten Linie an. Der Sturmangriff rollte dem Berge entgegen. Hoch im Dunst über den Stellungen jagten Flieger. Mit Bomben und Maschinengewehren griffen sie die Kämpfer auf der Erde an. In der Höhe kämpfte Maschine gegen Maschine. Für Hinnerk war dieses Schauspiel wildesten Kampfes so gewaltig, daß er darüber das Herannahen einer schweren Granate überhörte. So fühlte er plötzlich Schläge an Brust und Bein. Im Niedersinken sah er noch eine Feuersäule. Dann umfing ihn eine wunderbar wohle Ruhe. In zwei Tagen . . . Urlaub . . . Das rauchende Massiv des Kemmels mit seinen hohen Erdfontänen stieg immer höher . . . immer höher . . . bis es über Hinnerk zusammenschlug und ihn in dunkelste Nacht hinabdrückte.

Mit gesenktem Kopf stand sein Tragtier und hielt Wache. Seines Führers beraubt, war es unfähig auch nur einen Schritt zu tun. Immerfort koste seine rauhe Zunge über Gesicht und Hände, diese starken Hände, die es nun nicht mehr zwingen konnten, werbend und befehlend.

Als Hinnerk erwachte, strahlte warmer Atem über ihn hin. Er sah zwei Glocken, das Seil hing daneben. Er faßte danach und wollte sich daran hochziehen. Aber kraftlos sank er zurück. Da trat das Tragtier, erschreckt durch die jähe Bewegung, einen Schritt zur Seite. Und mit Schrecken sah Hinnerk, daß eine Munitionskiste brannte. Auf dem Rücken seines Tragtieres züngelten Flammen. Da wußte er, daß er verloren war, daß es keine Rettung mehr gab, daß die Minen explodieren und ihn und das Tier in Atome zerreißen würden. Da drüben stand saftig grünes Gras. Wenn das Tier doch dahin gehen wollte. Das Feuer frißt ja immer weiter . . . ich will doch in Urlaub . . . Die rechte Hand krampfte durch die Schollen . . . ein Stein . . . mit letzter Anstrengung schleudern . . . an den Kopf . . . dann muß es doch fortgehen . . . aber nein . . . nun kommt es noch näher . . . trägt den Tod noch näher heran . . . Hinnerk wälzt sich herum, der Zwischenraum wird größer, doch das Tier folgt Schritt für Schritt. Mit einer letzten Anstrengung rollt sich Hinnerk bis auf die Sohle des tiefen Granattrichters. Aus seinem Munde quillt der rote Lebenssaft. Aufs neue verlassen ihn die Sinne.

Der Kemmelsturm raste über den Berg hinweg. Hinnerk lag zwischen den Erdschollen. Aber hoch oben am Rande des Trichters hielt sein treues Tier Wache. Auf seinem Rücken standen als leuchtendes Fanal der Kameradschaft die Flammen des Todes.

Hinnerk wurde in letzter Minute gefunden und gerettet. Im Feldlazarett, wo er das Bewußtsein wiedererlangte, erfuhr er von dem Sieg der Kameraden. Mit derselben Erde, die sein ewiges Bett werden sollte, war das Feuer erstickt worden. Nun fuhr Hinnerk doch noch in die Heimat . . . nach Ostfriesland . . . zum Mädchen . . .

Nur ein Tragtierführer . . . und nur ein Tragtier . . . und doch waren es zwei Kameraden.

Eduard Pfaff

GRUSCHWITZ
HIRSCHFELDE
HOOGEN

die 3 führenden deutschen Fabrikate in allen

LEINENZWIRNEN

wie: Bodengarn für die Schuhfabrikation,
Wachs- und Nähmaschinenzwirn für die Heeresausrüster, lederverarbeitende Industrie, Zelte-, Planen- und Automobilfabriken,
Knopf- und Nähmaschinenzwirn für die Bekleidungsindustrie, Schneiderwerkstätten und Haushaltungen,
Fabrikationszwirn für die Sack-, Gurten-, Spitzen- u. Netzfabriken

aus **FLACHS.**

Verkauf durch die:
LEINENZWIRN-VERTRIEBSGESELLSCHAFT
m. b. H., HAMBURG

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0074
gefördert durch Baden-Württemberg

HANS WENDT:

Stube 118

Ein heiterer Tatsachenbericht aus dem Leben der neuen Rekruten/mit nützlichen Winken für solche, die es werden wollen

1. Fortsetzung

Nächst Doktor Curt und Lehmann, dem Berliner, trat Nico zuerst aus unserer anonymen Masse hervor. Mit seiner Unbekümmertheit und Vitalität warf er bald alle Fremdheit, die noch bei uns vorhanden sein mochte, über Bord. In den nun folgenden neun Wochen wuchs er uns allen ans Herz. Auch seine Lies daheim lernten wir in Bild und Schilderung kennen und nahmen an ihrer Liebe zu Nico in Gestalt leckeren Kuchens teil. Die schon erwähnte Kommißdichtung, die ja erst beim Abschied, also nach Kenntnis all unserer Eigenarten entstand, rühmte ihn verdientermaßen mit folgenden Zeilen:

„Da war so ein Kerl mit komischem Namen,
Richtig, — Nico; beliebt bei den Damen,
Ein rheinischer Junge mit roten Backen,
Hurtigen Fäusten und steifem Nacken,
Ein bißchen poltrig, leicht aufbrausend, mit dem Kopf durch die Wand,
Und doch ein prächtiger Kamerad mit hellem Verstand,
Seinem Schifferberuf und dem freien Leben
Der fahrenden Leute von Herzen ergeben.
Halte durch, Nico! Ein bißchen Vorsicht! Dann wirst du nochmal
Auf dem Rhein samt allen Nebenflüssen Admiral!"

So lernten wir uns allmählich, langsam, aber sicher, kennen. Einer nach dem anderen verließ die ursprüngliche Reserve. Auch andere erzählten von ihren Berufen: Lehmann, der Berliner, von der großen Milchfirma, in der arbeitete; Doktor Curt von netten Kabolmäuschen, der Schriftleiter von Reisen, Reichstagssitzungen und Wannsee-Abenteuern.

Jeder fügte sich ein. Die Verschiedenheiten des Zivillebens schwanden bald wie Butter in der Sonne. Es wäre schwer gewesen, „Gezogene" und „Freiwillige" auseinanderzufinden. Wir selber machten diesen Unterschied nie, niemals! Wir empfanden ihn als etwas Unpassendes, Unwesentliches. Wir zogen ja alle am gleichen Strang, waren alle mit dem Herzen bei der Sache. Lachend machten wir uns gegenseitig mit dem Ungewohnten vertraut. Höchstens landsmannschaftlich, alters- und berufsmäßig kamen gewisse Verschiedenheiten zum Ausdruck.

Bunt, aber harmonisch

Fünf von uns waren eben erst aus dem zweiten Jahrzehnt heraus: Nico, der Rheinmatrose; Lehmann, der Berliner; dann der Schlosser Otto aus Thale und sein Namensvetter, der Bauernsohn Otto aus der Eifel, dessen Mundart den Norddeutschen besonders zu Anfang oftmals Kopfzerbrechen machte; und als fünfter der Zimmermann Werner, auch in bezug auf die blonde Tolle dem munteren Nico am ähnlichsten.

Die Älteren, alle so um die Dreißig herum, waren: der freundliche und füllige Doktor Curt; als Nächstältester der Schriftleiter aus Berlin, der seine Berufsnervosität in dieser vernünftigen Umgebung rasch zu vergessen schien; der Attaché Heinrich, umwoben vom Nimbus der Ferne; der fidele und unverwüstliche Magdeburger Hans, kaufmännischer Angestellter in einem großen Industriewerk; der Bauarbeiter Willi aus einem kleinen, leider in einem Notstandsgebiet gelegenen Ort, daher arbeitslos; der Kellner Hermann und der Vermessungstechniker Karl, beide in unserer hübschen Garnison ansässig und daher schon mit vielem vertraut, was wir anderen uns erst erwerben mußten; und schließlich der Forstassessor Rudolf, der seinen beneidenswerten Wohnsitz auf dem Steinberg, mitten über Tälern und Wäldern gelegen, mit der Stube 118 vertauscht hatte.

Fürwahr, ein bunt und doch harmonisch zusammengesetzte Gesellschaft, die sich nun immer näher und besser aufeinander einstellen und zusammenwirken lernte. Bald hatte jeder die Haupteigenarten des anderen erfaßt. Mit Scherz und Frozzelei wurde die Bekanntschaft weitergetrieben. Man war ja von früh sechs bis abends zehn Uhr beisammen, ganz auf sich und die anderen angewiesen. „Die ersten Wochen, solange abends noch alles beisammen ist, sind am schönsten!" mahnte unser Stubenältester, und er hatte recht. Das gemeinsame Erleben all des Neuen, das Lernen, Sichanstrengen, Mahlzeiten und — Schimpfen machte aus uns vierzehn rasch wirkliche Kameraden. So erfreuliche äußere Ereignisse wie das Eintreffen eines mächtigen Kuchenpakets, das Kamerad Karl, der Vermessungstechniker, zum Geburtstag seines Söhnchens spendierte, förderten die gute Stimmung. Drollig war, wie verschieden das Neue auf uns wirkte: wie der Schriftleiter bekümmert seine nicht mehr sauber werdenden Finger betrachtete, während Nico, der Matrose, glaubhaft versicherte, er habe noch nie seine Hände so schonen können wie beim Kommiß. Im Dienst hielten wir uns alle scharf ran, und wo es fehlte, wurden wir entsprechend hochgenommen.

Ein ernster, tief einprägsamer Vorgang beendete die erste Woche: die Vereidigung. Am Vortag erlebten wir die erste Besichtigung: der Regimentskommandeur schritt die Front ab. Bei der Vereidigung war unser Kamerad Werner, der Zimmermann, ein geborener Soldat, drahtig und straff, mit unter denen, die ihre Hand auf den Degen des Hauptmanns legen durften. Wir anderen sprachen den Schwur mit lauter Stimme nach. Jeder empfand die Feierlichkeit und den Ernst dieses Augenblicks, in dem wir unser privates Leben wegwarfen und gelobten, im Geiste und Dienste des Führers und Vaterlandes zu leben und zu sterben. Damit war unser Eintritt ins Heer besiegelt, ein Entschluß unwiderruflich gemacht, dem auch die Kürze unserer Dienstzeit nichts von seiner für immer verpflichtenden Kraft nahm. Als wir nach der Feier wegtraten, sah mancher von den fröhlichen Gesellen doch recht ernst und schweigsam drein. Aber schlapp gemacht — obwohl das bei einem Anlaß zuweilen vorkommen soll — hatte keiner.

Erster Ausgang

Nun waren wir endgültig Soldaten. Nachdem wir jetzt auch den Ausgehanzug verpaßt bekommen und uns einigermaßen benehmen gelernt hatten, durften wir unsere schmucke Uniform zum ersten Male in der Öffentlichkeit zeigen.

Nach dem Sonntagsmittagbrot, Kalbsbraten und Pflaumenkompott, begann ein eifriges Putzen wie zur Einsegnung oder zur Kirchweih.

Wir machten uns „schön" wie kleine Mädchen, wenn sie ein neues Kleid oder eine neue Haarschleife spazieren führen dürfen. Wir dufteten von Kopf bis Fuß nach Fleckenwasser. Länger und sorgfältiger als eine Diva vorm Filmen machten wir Toilette.

Das Unternehmen selbst ähnelte stark dem Ausgang eines der Pensionate, die ein besonderes Merkmal unserer Garnison bilden sollten. Unter Führung und Aufsicht des Herrn Feldwebels, der Herren Unteroffiziere und Gefreiten, die vorher den Anzug gebührend beaugenscheinigt und uns letzte Verhaltungsmaßregeln gegeben hatten, wallten wir durch den Märzensonntagnachmittag hinaus zu einer der Höhen, die sich malerisch um das Städtchen gruppieren. Mit Kaffee und viel Kuchen und später, nach geeignetem Geländewechsel, bei Bier und stärkeren Getränken wurde die Dienst- und Arbeitskameradschaft zum ersten Male außerordentlich gefeiert. Angenehm überrascht stellten wir fest, daß unsere strengen Vorgesetzten und Ausbilder sich als Gesellschafter von einer ganz neuen Seite zeigten. Sie erwiesen sich in der Konversation genau so gewandt wie sonst in der formalen Ausbildung. Daß Trinkfestigkeit mit zu den militärischen Tugenden zu zählen sei, war uns schon bekannt. Hier wurde diese Erkenntnis erhärtet. Die jüngsten militärischen Kenntnisse konnten dabei erfolgreich verwertet werden. „Ab-

LENI-ZON
Mundwasser in Pulverform
Probedose kostenlos
zum GURGELN
ZÄHNEPUTZEN
MUNDSPÜLEN
Besonders geeignet zur **Mitnahme ins Gelände,** bei Felddienstübungen und im Manöver. Eine Mundspülung mit LENI-ZON erfrischt, weckt die Lebensgeister und steigert die körperliche Leistung
Dr. Rudolf Reiss, Rheumasan- und Lenicet-Fabrik, Berlin NW 87 / We
Aluminium-Dose 50 Rpf. u. 1,35 RM. in Apotheken u. Drogerien erhältlich

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0075
gefördert durch Baden-Württemberg

zugsbügel nach vorn!" übten wir, genau so korrekt, wie wir es am Gewehr gelernt hatten, an den Henkelgläsern ...

Auch das Grüßen wurde, so recht und schlecht wir es in diesem Frühstadium konnten, mit Stolz erprobt. Später, auf Urlaub, bildete es eines der wesentlichsten Elemente des Soldatseins, nur von den wenigen als lästig empfunden, die sich in der Uniform nicht sicher fühlten. Wer wirklich stolz darauf war, die Uniform tragen zu dürfen, trotz aller Pflichten, die sie auferlegt, zeigte das von diesem ersten Tage an.

Es wurde ein schönes Fest, bei dem sich die Stube 118 durch Zusammenhalt und Ausdauer auszeichnete. Ein einziger mußte, als geschlossen der Rückmarsch zur Kaserne angetreten wurde, von den Nebenmännern kräftig untergepackt werden. Wer wohl? Unser Jüngster Lehmann, das Baby, das bisher offenbar nur Milch gewöhnt gewesen war und dem man also auch die Folgen anderer Getränke am wenigsten übelnehmen konnte.

Mitzubringen: Laute Stimme und ein fröhliches Gemüt

Die Hauptsache, lieber Freund, die du mitzubringen hast, wenn du beim Kommiß eintreten möchtest, darfst oder mußt, ist eine laute Stimme.

Beim ersten Antreten antwortete irgendeiner aus der Kompanie, der entweder zu fein oder zu dämlich war, richtig zu erfassen, worum es in diesen ersten Tagen ging, beim Namensaufruf in einem distinguierten Flüsterton, als wenn er an einer spiritistischen Sitzung oder einem Bridgeklubtee und nicht an einem Appell auf dem Kasernenhof teilnähme. Er wurde dermaßen angeschi ... schnauzt, daß uns anderen plötzlich die Stimme mit wunderbarer Klarheit aus dem Leibe herausfuhr.

„Sind denn eigentlich," hört man einige weibliche Leser verwundert fragen, „alle Hauptleute, Feldwebel, Leutnants und Unteroffiziere schwerhörig?"

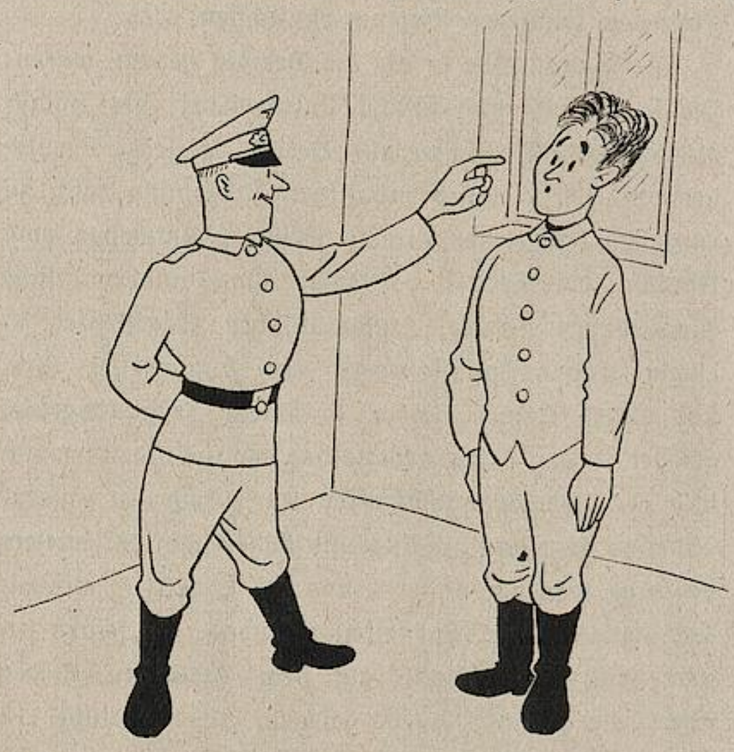
Beileibe nicht; zuweilen hören sie das leiseste Flüstern zum Nebenmann! Aber sie wünschen lautes Sprechen, und selbst wenn keinerlei Vernunftgründe dafür zu entdecken wären, — bedenke, lieber Freund, daß du beim Militär nicht nach Gründen suchen, sondern gehorchen sollst. Also reiß das Maul auf und brülle, — deine Oberen hören es mit Wohlgefallen!

Und noch eins: Objektiviere dich selbst! Du bist nicht mehr Herr Pieske oder Dr. Meyer, sondern der Schütze Pieske, der Schütze Meyer. Wenn du daher von einem Vorgesetzten etwas willst, so hast du nicht zu sagen: „Ich möchte mal das und das", — sondern: „Schütze Pieske bittet, mal austreten zu dürfen." Selbst die dümmste Äußerung wird auf ein gewisses Verständnis rechnen dürfen, wenn sie zackig und mit vernehmlicher Stimme vorgebracht wird.

Der erste Eindruck

Beim Militär, genau wie in der Liebe und schließlich überall, kommt enorm viel auf den ersten Eindruck an. Dauernd wandert der scharfe Blick des Vorgesetzten die Front entlang. Wer stellt sich besonders ungeschickt und unmilitärisch an? Wer gibt sich Mühe? Wer unter den Neuen verspricht ein brauchbarer, wer ein wenigstens leidlich verwendungsfähiger Soldat zu werden? Noch sind die Namen nicht genau eingeprägt. Wer schlecht auffällt, etwa durch leises Sprechen oder andere betont unsoldatische Eigenarten, kann unter Umständen einen bleibenden ungünstigen Eindruck hervorrufen, der vielleicht erst durch sehr gutes Schießen wieder wettzumachen ist.

„Sie Haubenlerche! Schleunigst runter mit der Mähne!" Dieser freundliche Zuruf des Herrn Oberfeld (ergänze: -webel), im Kommißjargon meist „Spieß" genannt und sehr gefürchtet, ertönte beim ersten Appell recht häufig. Wenn einer mit ellenlangen Zigeunerhaaren bei den Preußen erscheint, ist er schon unten durch. Laute Stimme, kurzer Haarschnitt, strammes



Auftreten auch noch ohne genaue Kenntnis der militärischen Formen sind für den Anfang notwendige Abwehrmittel gegen das gefährliche „Auffallen". Sie zeigen dem Vorgesetzten, daß der Betreffende wenigstens ehrlich bemüht ist, sich der noch fremden Welt nach besten Kräften anzupassen.

Wer schlau ist, übt daher schon zu Hause — vielleicht im Umgang mit der Schwiegermutter oder dem Bürochef — laute Stimme und stramme Haltung; seine Künstlerlocken läßt er sich noch beim heimatlichen Friseur wegscheren, nicht erst auf nachhaltiges Anraten des Herrn Oberfeld in der Kaserne (wo das Haarschneiden übrigens auch nicht mehr nach der Blumentopf-Methode von ehedem ausgeübt wird, sondern mit allen Errungenschaften der Neuzeit und trotzdem billig).

Weltschmerz ist schädlich

Das fröhliche Gemüt läßt sich zugegebenermaßen weniger leicht vorbereiten oder einüben. Aber mitzubringen ist es unbedingt, oder beschleunigt anzuschaffen, sobald der große Sprung zum Kommiß geschehen ist.

Denn das normale Alltags- und Sorgengemüt paßt schlecht in die Kaserne. Es belastet die Verdauung und irritiert die Kameraden. Es behindert die wünschenswerte Entfaltung all der ungeahnten Körper- und Geisteskräfte, die zu wecken und zu entwickeln eine Schar von Vorgesetzten unermüdlich bestrebt ist. Der Rekrut muß möglichst in einem funkelnagelneuen Seelenhemd antreten, — auf alle Fälle aber frischgewaschen. Er muß sich dem Neuen, das von allen Seiten auf ihn einstürmt, voll widmen können. Dazu ist notwendig, daß er die Laster und Lasten des Zivillebens einschließlich aller rechtschaffen erworbenen schlechten Laune weit zurückläßt.

Höchste Anpassungs- und Aufnahmefähigkeit werden erwartet. Wir erlebten es deutlich, daß private Sorgen, die der eine oder andere manchmal mit sich herumschleppte, seine dienstliche Verwendbarkeit erheblich beeinträchtigten. Auch andauernder Weltschmerz erwies sich für den Besitzer als schlechtes Mittel, ein richtiger Soldat zu werden.

Sicher ist die zum Kommiß gehörige Portion Unbeschwertheit für den älteren Rekruten, etwa einen fünfunddreißigjährigen Familienvater, schwieriger zu erwerben als für den Zwanzigjährigen. Da muß man, wie wir es taten, sich gegenseitig helfen, sich Sorgen abnehmen und zur Fröhlichkeit verhelfen, — eine der Hauptaufgaben guter Kameradschaft. Wer diesen Zustand gleich mitbringt, wird einen Vorsprung haben. Er wird die etwas sauren ersten Tage spielend überwinden. Und wenn der erste Ärger über irgendeinen dienstlichen Stunk die anderen packt, wird er lächelnd sagen:

„Kinder, regt euch nicht auf! Seid zufrieden, daß wir keine schlimmeren Sorgen haben! In ein paar Jahren, ach Quatsch: schon in ein paar Wochen werdet ihr voller Sehnsucht an diese schöne Zeit zurückdenken!"

Solche Ansprachen hielten wir uns auf Stube 118 öfter gegenseitig. Mal mußte einer, mal mußten mehrere trainiert werden. Am Ende setzte sich regelmäßig die gute Laune wieder durch. Jugend und Soldatenleben sind ja viel zu schön, um vertrauert zu werden! Mit einem kräftigen Wort, das allen Soldaten hinreichend als Zauberformel zur Kennzeichnung und Überwindung solcher Situationen bekannt ist, wurde der Bann gebrochen.

Unser vortrefflicher Doktor besaß die besondere Gabe, diese Formel jederzeit anzuwenden. Er benutzte sie, um die heikelsten Probleme zu beschwören. Mit Konsultationen und Rezepten war er auch sonst sehr freigebig. Kam einer mit irgendeinem Wehweh zu ihm hin, so besah sich Curt, das rechte Ohr etwas tiefer als das linke, die Geschichte liebevoll und nachdenklich durch die freundlichen ebenfalls gerundeten Brillengläser, um zum Schluß zu erklären: „Also, am besten läßt du die Sache vorläufig so, wie sie ist!" Er hat mit dieser Heilmethode seelenvoller Einfühlung in den Patienten wahrhaft sensationelle Erfolge erzielt.

Daß Geduld für den Soldaten eine Tugend ist, die ebenfalls unumgänglich ist, sei hier nur am Rande erwähnt. Jeder kennt ja den schönen Vers: „Die Hälfte seines Lebens wartet der Soldat vergebens". Geduld ist vor allem für den Verkehr mit der Kammer zu empfehlen, der in der ersten Zeit sehr rege war. Unermüdlich muß man den Dachboden erklimmen, bis sämtliche Sachen auch wirklich passen, und keine Müdigkeit darf davon abhalten, nicht passende oder defekte Sachen umzutauschen, — so oft, bis alles in Ordnung ist.

Der lustige Magdeburger

Neben dem Doktor waren noch verschiedene andere als Stimmungsankurbler und Erwecker des fröhlichen Gemüts tätig.

Da war Nico, der muntere Schiffsmann, der gern seine Rheinlieder trällerte. Da war Lehmann, dieser Berliner, der mit seiner trockenen Schnoddrigkeit auch in

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0076
gefördert durch Baden-Württemberg

dunkelsten Situationen nicht aus der Ruhe zu bringen war. Gewiß, er fiel manchem auch mal auf die Nerven; aber meistens war sein Gequatsche in der Wirkung schon deshalb positiv zu bewerten, weil alle sich darüber amüsieren mußten, daß der Kerl nicht still zu kriegen war.

Unser ausgesprochener „maître de plaisir" aber war der fröhliche Magdeburger, an Leibesgestalt und Antlitz oft mit dem Großen Kurfürsten verglichen. Mit den drei lustigen Gesellen vom Reichssender Köllen hätte er durchaus in Konkurrenz treten können. Nur einen schwachen Begriff von seinen Talenten vermittelte das Abschiedspoem, wenn es ihm bescheinigte:

„Kamerad Hans, der Große Kurfürst von Magdeburg,
War ein lustiger Bursche durch und durch,
Mit einem wahren Sprühregen von saftigen Witzen
Pflegt' er bei jeder passenden Gelegenheit uns einzuspritzen,
Auch Kalauer und Kiesewetterverse wurden nicht verschmäht,
Dieser Kerl war obenauf von früh bis spät,
Nicht totzukriegen, elastisch gleich einem Balle,
Rollte er abends in seine Falle."

Diese fidele Nudel war ein wandelndes Beispiel dafür, was Humor und ein gutes Gedächtnis vermögen. Er war eine regelrechte Stimmungskanone und verband doch mit aller Keßheit soviel soldatische Strammheit, daß er an Beleibtheit in gleichem Maße abnahm wie an Beliebtheit zu. Bei einem der großen Märsche zog er sich üble Blasen an den Füßen zu. Er sagte nichts, hielt durch und war genau so aufgezogen wie je.

Wir waren nicht leichtsinnig, wir nahmen den Dienst verdammt ernst, — unsere Vorgesetzten erst recht. Aber alte erfahrene Feldsoldaten hatten gesagt: „Bloß keine Duckmäuser werden! Sich nie und von nichts unterkriegen lassen! Das beste Mittel gegen den inneren Schweinehund, wenn er sich mal melden sollte, ist: ordentlich lachen!"

„Soldatenleben, ja, das heißt lustig sein!" Denn wem die Kommißzeit keinen Spaß macht, der wird nie kapieren, um was es geht. Nur wer Freude daran hat und Freunde dabei gewinnt, wird ein guter Soldat werden!

Zahnbürste, Unterhosen, Brustbeutel, Ziehharmonika

Gute Ratschläge sind, wie man sieht, allerhand wert. Die Erfahrungen muß freilich jeder alleine machen. Wir beispielsweise stellten fest, daß die guten Ratschläge in bezug auf das, was wir zum Kommiß mitnehmen sollten, viel zu vielseitig waren. In unseren Koffern und Pappkartons hatten wir eine Unmasse überflüssiger Sachen mitgeschleppt, die nur ein Ballast waren. Andere, wirklich notwendige, fehlten.

Was soll der Rekrut, und besonders der E-Rekrut, in die Kaserne mitbringen?

Manche Truppenteile geben ihren Einberufenen eine Liste wünschenswerter Dinge an die Hand. Anderswo kennt man ein solches liebevolles Verfahren nicht. Auch ist die Grenze zwischen dienstlichen und persönlichen Bedürfnissen flüssig. Daher nachstehend einige Tips, aufgeteilt in die drei Kategorien: notwendig, nützlich, angenehm. Selbstverständlich werden nach Besonderheit des Truppenteils, der Garnison, Jahreszeit usw. Abwandlungen oder Ergänzungen notwendig sein.

Notwendig

Zahnbürste, Zahnpasta, Rasierzeug, Seife und Lappen oder Schwamm, gegebenenfalls auch ein kleiner Rasier- oder Anhängespiegel, da meist in den Stuben keiner vorhanden ist, Haarbürste und Kamm. Wer zwei Kämme mitnimmt, um einen für etwaige Spindrevisionen stets sauber in Bereitschaft zu halten, handelt weise; er muß aber stets auf die Frage gefaßt sein: „Und nun zeigen Sie mir mal den Kamm, den Sie benutzen. Ist der auch so sauber?" Mit Seife darf nicht gespart werden, denn man ist natürlich dauernd dreckig. Zur Säuberung der binnen kurzem schwarz verkrusteten, geschwollenen, im Winter aufspringenden Hände ist am besten Schmierseife zu empfehlen.

Zwei Nachthemden oder Schlafanzüge, Taschentücher. Wer Pyjamas zu tragen gewöhnt ist, braucht nicht etwa Frozzeleien zu befürchten; diese Art Nachtgewand hat sogar manche Vorzüge. An sich wird alle Wäsche geliefert. Es wäre aber unglaublich unhygienisch, das verschwitzte Taghemd auch noch beim Schlafen anzubehalten, außer im Manöver oder auf Wache. Ferner muß sämtliche Wäsche so oft wie möglich gewaschen werden. Wer wegen solcher Unterlassungen stinkt, kann mit einer Kollektivaktion seiner mit Recht entrüsteten Stubenkameraden rechnen. Das gleiche gilt für Ferkel, die ihre Morgentoilette unvollständig machen oder sich vom Baden drücken. Freiwillige Reinlichkeit ist weniger schmerzhaft!

Ein Vorhängeschloß für das Spind, das ja stets verschlossen sein muß, kann aus der Kantine bezogen werden. Wer sich eins von zu Hause mitbringt, ist in einem gewissen Nachteil, weil aller Wahrscheinlichkeit nach kein anderer Schlüssel aus der Stube dazu paßt, so daß er nach Verlust des eigenen das Schloß aufbrechen muß. Den Schlüssel nicht zu verlieren, ist ziemlich schwierig. Ganz vorsichtige Leute legen ihn deshalb an eine Kette, die sie irgendwo an der Hose festknöpfen. Auch sie (d. h. die Kette!) kann verloren gehen. In solchen Fällen ist es das einfachste, da man ja meist sofort an das Spind wieder heran muß, das Schloß mit Hilfe der Drahtschere, die sich unter dem Schanzzeug jeder Abteilung befindet, aufzuknipsen.

Weißen, schwarzen und grauen Zwirn sowie Nähnadeln gibt es ebenfalls in der Kantine zu kaufen. Eine Schere ist wichtiger. Zweckmäßig sind auch Monogrammstreifen, schmale Leinenbänder mit den Anfangsbuchstaben des Namens. Bei entsprechend weitem Zwischenraum können in Tintenstift Kompanie und Abteilung hinzugefügt werden. Das Monogramm muß in zahllose Sachen eingenäht werden, vom Drillichanzug bis zur Socke, die bei der Abgabe zum Waschen oder auch sonst gekennzeichnet sein sollen. Alle Wäsche kann selbst gewaschen oder wöchentlich einmal gesammelt zum Waschen abgegeben werden.

Nützlich

Unterhosen und Socken. Es gibt zwar, wie gesagt, alle erforderlichen Wäschestücke geliefert, sauber und durchweg in einem sehr ordentlichen Zustand. Meist wird aber die Benutzung eigenen Unterzeuges gestattet, zumal sie ja im Interesse des Dienstes liegt. Gerade unter den älteren Rekruten sind viele, denen das Marschieren zuerst etwas schwerfallen wird. Erscheinungen wie der mit Recht gefürchtete Wolf oder wundgelaufene Füße sind aber nicht nur bei den eigentlichen Leidtragenden unbeliebt, sondern genau so sehr bei den Vorgesetzten, denn sie beeinträchtigen die Leistungsfähigkeit der Truppe. Die fiskalischen Unterhosen sind etwas rauh und meist gerade da gestopft, wo sie der Hauptbeanspruchung unterliegen. Wer es sich leisten kann, bringt also lieber zwei Paar eigene mit. Ähnlich steht es mit den Socken. Wer keine Fußlappen benutzt, wählt seine Stiefel am besten so, daß er zwei Paar Socken anziehen kann. Für häufigeren

Wechsel reichen die von der Kammer gelieferten sowieso nicht aus. Der vorsichtige Mann nimmt einen angemessenen Vorrat mit: normale, großmuttergestrickte Wollsocken, möglichst neu und ungestopft und lieber eine Nummer zu groß als zu knapp.

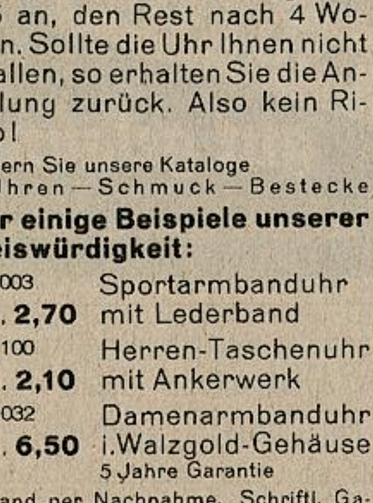
Körper- und Fußpuder als weitere Mittel zur Erhöhung der Hygiene und Vermeidung von Marschbeschwerden. Da es alle derartigen Dinge stets in der Kantine gibt, hat es keinen Sinn, sie in größeren Mengen mitzuschleppen. Zum Abhärten der Füße gilt Franzbranntwein als gutes Mittel. Man hüte sich aber, auch bei bitterem Mangel, vor jedem Versuch, ihn auszutrinken!

Verschiedene zusätzliche Reinigungsmittel, vor allem Lappen, Kleider- und Schuhbürsten befinden sich zur gemeinsamen Verwendung auf Stube. Eine eigene nicht zu weiche Kleiderbürste und eine schmale Auftragbürste zum Einschmieren von Stiefelfett sind aber nützlich. Unumgänglich ist Benzin oder ein anderes

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0077
gefördert durch Baden-Württemberg

Uniform-Beschläge
MÜTZENABZEICHEN, MEDAILLEN U. PLAKETTEN
Kallenbach, Meyer & Franke
METALLWARENFABRIK . LUCKENWALDE . FERNRUF: 2020

HELLA
Die elegante Sportuhr für Herren und Damen
5 Tage unverbindlich zur Probe



8,75 RM
m. Lederband
6 Monate Garantie lt. Einheitsgarantie aller Uhrengeschäfte
10,25 RM
m. Chromband

Zierlich und edel in der Form, ein Schmuckstück für das Handgelenk. Für zuverlässig genauen Gang sorgt ihr solides Ankerwerk, dessen empfindlichste Räder auf vier geschliffenen Rubinen laufen. Schönes Chromgehäuse und unzerbrechliches Glas!
Sie zahlen bei Lieferung RM. 4,75 an, den Rest nach 4 Wochen. Sollte die Uhr Ihnen nicht gefallen, so erhalten Sie die Anzahlung zurück. Also kein Risiko!
Fordern Sie unsere Kataloge für Uhren — Schmuck — Bestecke
Hier einige Beispiele unserer Preiswürdigkeit:
Nr. 1003 Sportarmbanduhr RM. **2,70** mit Lederband
Nr. 1100 Herren-Taschenuhr RM. **2,10** mit Ankerwerk
Nr. 1032 Damenarmbanduhr RM. **6,50** i. Walzgold-Gehäuse 5 Jahre Garantie
Versand per Nachnahme. Schriftl. Garantie für jede Uhr. Auf Wunsch: bis 6 Monatsraten für Aufträge über RM. 10,—
UHRENHAUS HAMA
Schwerin 16 (Mecklbg.)

A. Bodey
BAU-GESCHÄFT
Fürstenwalde, Spree

KAFFEE
wunderv. kräft. Qual.
Perl-Hochgewächs
1/2 kg M. 2.05
Probe von 1 kg geg. Nachnahme
FRIEDRICH
Stuhr
HAMBURG 33 W

Fürstenwalder Zeitung
General-Anzeiger für Fürstenwalde, die Kreise Lebus und Beeskow-Storkow

Bremer Kaffee
tägliche Röstung
1.95, 2.07, 2.18
1 1/2 kg Probe frei Haus Nachn. **6.20**
Böhlhoff-Kaffee
Bremen, Postf. 195
Wiederverk. Sonderl.

Anzeigen
in der illustrierten Zeitschrift „Die Wehrmacht" haben
Erfolg

Tafelbestecke
schwer versilb., langj. Garant., sowie Bestecke aus massiv rostfreiem Edelstahl. Nur Qualität! Große Auswahl, Monatsrat. Freikatalog!
Vetterlein, Besteckfabrikation, Solingen 65

Heeresfachschul-Teilnehmer arbeiten seit Jahrzehnten m. unseren Lehrbüchern. **Aufsätze, Rechtschreibung, Rechnen usw.** Prospekt verlg.
Böttcher-Verlag, Greifswald

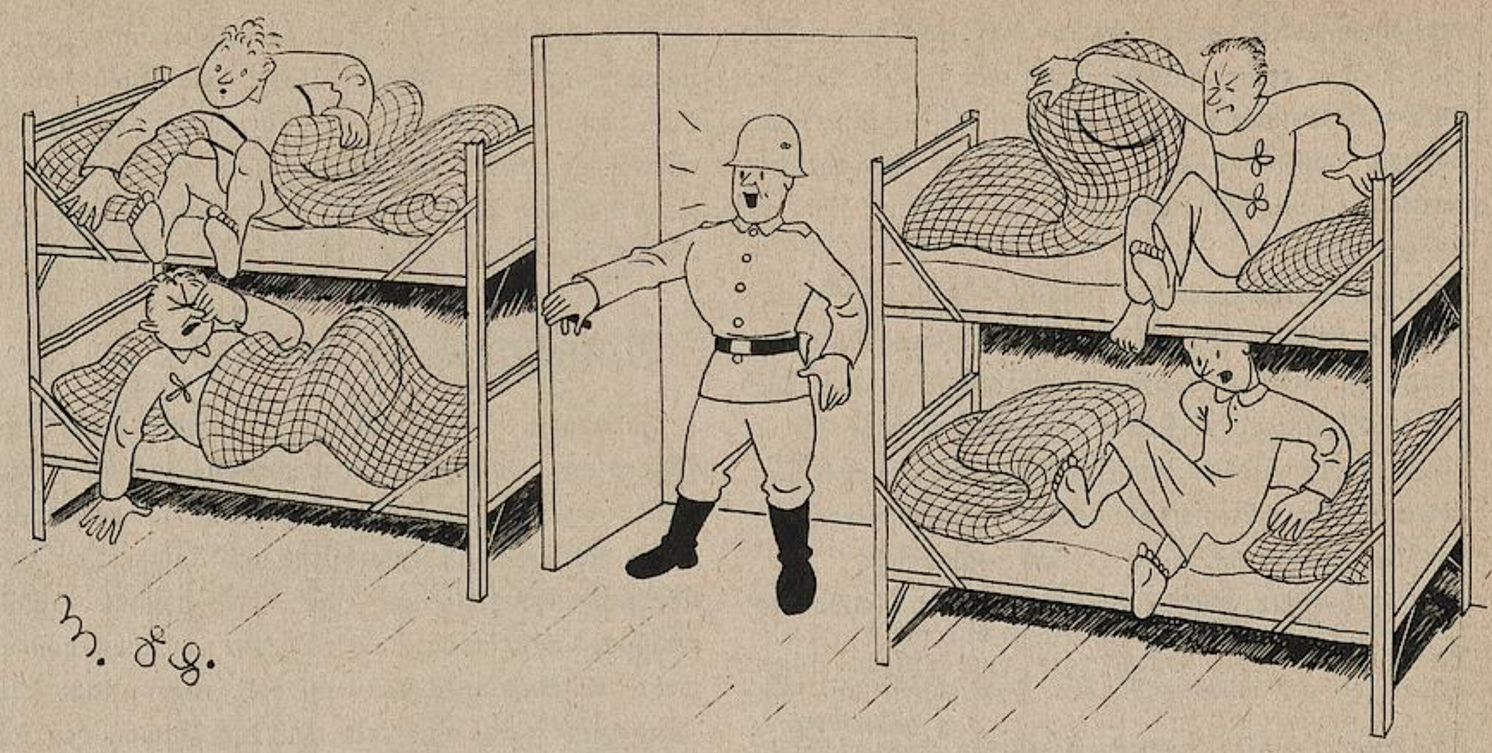
FREUDE

Tag u. Nacht brennt der Volksofen-Dauerbrenner, gasfr., auch für Schlafräume. Lt. viel. Dankschreib. bis 60 Proz. Kohlenersparn. Kat. frei. **Pat.-Frevert Lemgo i. L.** Postf. 34/12

Bären-Stiefel A. G.
Altes arisches Unternehmen

Reitstiefel
Dienststiefel
Zugstiefel
Jagd- und Sportstiefel
Am Lager sind über 50 Modelle fertiger Reitstiefel
Verlangen Sie Preisliste DW über Schaft-, Reit-, Jagd- und Arbeitsstiefel
Berlin SW 19, Leipziger Str. 54
am Spittelmarkt Telefon A 6 Merkur 1754

„OSTA"
Qualitäts-Kaffee
2 Pfd. zur Probe franko
1/4 kg Kons.-M. 1.00
1/4 kg Haush.-M. 1.08
1/4 kg Hotel-M. 1.12
1/4 kg I. Sorte 1.34
nur RM. 4.54
Tägl. frisch. Röstung
Otto Stadtlander
Bremen 36 W
Wall 158/160



„Aufstehn!!!"

(Zeichnungen: Manfred Schmidt)

Fleckenbeseitigungsmittel, weil rätselhafterweise dauernd Fett und ähnliche unerfreuliche Stoffe in die schönen Uniformen hineingeraten. Hierfür sind saubere Leinenlappen nötig. Sie werden auch sonst dauernd irgendwo gebraucht. Ebenso sind eine oder zwei leere Zigarrenkisten zur Unterbringung von Schuhreinigungszeug oder Waschsachen im Spind nicht übel. Das gleiche gilt für etliche kleine Pappschilder mit Namen, Kompanie und Abteilung zum Anbinden an Sachen, die man auf Kammer zur Reparatur oder zum Umtausch abgibt, was sehr häufig vorkommt.

Brot- und Wurstmesser, Steingutbecher, Holz- oder Steingutbrettchen zum Schneiden, Butterdose aus Aluminium oder andere Behälter zur Aufbewahrung von Lebensmitteln. Ein volles Besteck wird geliefert, doch ist das Messer, wie üblich, stumpf. Ebenso ist von Benutzung des Aluminiumtrinkbechers abzuraten, der immer sauber sein muß und außerdem auch beim hastigen Trinken heißen Kaffees unzweckmäßig ist. Steingutbecher und Holzbrettchen gibt es in der Kantine zu kaufen. Manche benutzten auch einen kleinen Teller; der muß aber ganz winzig sein, weil er sonst in die normalen schmalen Oberfächer der Spinde nicht hineinpaßt. Am besten wäre ein Porzellan- oder Steingutschneidebrett. Unumgänglich sind ferner hygienische Behältnisse für die Verpflegung. Es wirkt unschön, wenn Butter und Schmalz mit in der Marmeladenbüchse stecken oder gar zwischen den Taschentüchern herumtrudeln!

Tintenstift, Füllfederhalter oder Ähnliches. Beim Kommiß gibt es dauernd etwas zu unterschreiben, auszufüllen oder zu kennzeichnen. Alles Schreibmaterial führt natürlich die Kantine.

Eine kleine Taschenlampe kann von Nutzen sein, nicht nur für unvorhergesehene Nachtalarme, sondern auch für normale nächtliche Spaziergänge, wobei man nicht erst umständlich die Stubenbeleuchtung einzuschalten und die Kameraden zu stören braucht.

Wecker. Wenn einer, wie es für Stube 118 Kamerad Nico getan hatte, seinen Wecker mitbringt, so haben alle den Vorteil, sich in den Pausen jederzeit genau nach der Zeit einrichten zu können. Auch gibt solche Uhr, oben auf einem der Spinde thronend, der ganzen Stube ein imposantes Gepräge von Pflichttreue und Exaktheit. Sie darf dann freilich nicht stehen und muß stets genau nach Kasernenzeit gestellt werden. Auch darf sich keiner über nächtliche Ruhestörung beschweren, wenn sie aus Versehen weckt.

Angenehm

Soldatenbücher oder Kriminalromane. An sich ist vor Mitnahme von Büchern zu warnen. Es fehlt ja doch die Zeit zum Lesen. Kameraden, die mit Stiefelputz und Sacheninstandsetzen rascher fertig werden als der Durchschnittsrekrut, können sich an Zeitungen oder anderer Gemeinschaftslektüre schadlos halten. Wir hatten auf Stube 118 einige Soldatenbücher, die wohl von allen gelesen worden sind: „Vom Arbeitsplatz zum MG. Dreyse", geschrieben von zwei ehemaligen Kameraden unseres Bataillons, A. J. Berndt und Kränzlein, das auch als Geschenkwerk für Geburtstage benutzt wurde; „Wieder Soldat" von F. Fillies, und die Soldatenliedersammlung des Verlages Mittler. Das unentbehrliche Rekrutenlehrbuch, der „Reibert", befand sich natürlich in jedem Spind. Daneben aber hatte Rudolf, der Forstassessor, aus seiner Waldeinsamkeit etliche Kriminalromane mitgebracht, die sich starker Nachfrage erfreuten, besonders bei denen, die Wache schieben mußten. Im übrigen bieten die Soldatenbüchereien einen erfreulich guten Lesestoff aus allen Gebieten der neuen Zeit.

Photoapparat. Wer einen hat, natürlich darf es kein überdimensionales Fossil von 1900 sein, soll ihn mitbringen. Wer photographiert, hat mehr vom Soldatenleben. Stube 118 erzielte, da eine ganze Reihe von Kameraden sich daran beteiligte, eine Fülle netter Aufnahmen, die zusammengestellt, numeriert und auf diese Weise der Sammelbestellung zugänglich gemacht wurden.

Radio oder Ziehharmonika. Rundfunkanschluß ist viel wert. Stube 118 war zunächst ohne solche Einrichtung, bis Karl, unser ortsansässiger Kamerad, der Frau und Kind auf Reisen geschickt hatte, seinen eigenen hervorragenden Apparat mitbrachte. Die geringe Gebühr, die von der Schreibstube für Benutzung des Lichtnetzes erhoben wurde, bestritt die Stubenkasse. Unsere Stube erhielt auf diese Weise Gelegenheit, an allen großen Erlebnissen der Volksgemeinschaft teilzunehmen, die sich während der insgesamt neun Wochen des Lehrgangs ereigneten. Kamerad Karl wurde am Abschiedsabend für seine Tat entsprechend gefeiert. In „Ohne Tritt" hieß es über ihn:

„Kamerad Karl war der hochherzige Spender
Des Rundfunkgeräts. Er erschloß uns sämtliche Sender
Und hatte früh vom Morgenerwachen
Bis zum Einschlafen eine Aufgabe: Krach zu machen.
Gleich nach dem nächtlichen Ruhestörer,
Dem U. v. D., ertönte es: „Guten Morgen, liebe Hörer!"
Noch abends durch der Betten Enge
Schwebten getragene Tangoklänge,
Während tagsüber des öfteren gelle Pfiffe krachten,
Was manche Gefreite (die eigens hierzu in unsere Stube kamen) am besten machten."

Trotz gelegentlicher Auseinandersetzungen über den Wert dieser oder jener Darbietung empfanden wir den Wimmerkasten bald als unentbehrlichen Freund in heiteren und noch mehr in kritischen Stunden. — Eine Quetschkommode statt oder zur Ergänzung des Radios ist ebenfalls ausgezeichnet. Notfalls tut es auch eine Mundharmonika. Aber Musik muß sein in einer Kasernenstube!

(Fortsetzung folgt)

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0078
gefördert durch Baden-Württemberg

Hier wird der Geist geschliffen

Silbenrätsel

Aus den Silben: ar - bal - be - be - berg - bre - cher - chod - da - deich - do - dot - e - e - eb - ei - ein - eis - en - er - fah - feld - feu - fi - gen - ger - gi - han - in - kan - kar - la - land - le - löf - mast - ments - mer - mi - na - nat - ne - ne - no - nord - of - pos - re - ri - rie - rü - som - ste - te - tel - ten - ter - ter - til - u - un - zier

sind 22 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Hellmuth von Moltke ergeben (ch ist ein Buchstabe).

1. Dienstgrad beim Reichsheer . . . . . _____
2. unredlicher Mensch . . . _____
3. europäischer Gebirgszug _____
4. Naturerscheinung . . . . _____
5. deutsche Insel . . . . . _____
6. Gewebe . . . . . _____
7. erzählende Dichtung . . _____
8. deutsche Großfunkstation _____
9. militärisches Abzeichen . _____
10. Dichter des Liedes „Freut euch des Lebens" . . . . _____
11. Südspitze von Amerika . _____
12. Staatenbündnis der Vorkriegszeit . . . . . _____
13. Fleischton in der Malerei _____
14. nordböhmische Stadt . . _____
15. geographischer Begriff . _____
16. Jahreszeit . . . . . _____
17. Truppengattung . . . . . _____
18. Teil eines Tierproduktes _____
19. nordische Dichterin . . . _____
20. Gesellschaftsspiel . . . . _____
21. turnerisches Handgerät . _____
22. Gefahr für die Schiffahrt _____

Rösselsprung

	das		heil	sen	am	nen		kö
	nes	slam	reich	schwer	de	nig	der	söh	
er	mäh	nand	hel	gen	des	tes	recht	lich	ein
sei	de	tu	men	c.	ter	er	ten	auf	ken
ben	mey	lich	di	le	wal	das	ge	und	was
fähr	ten	dröh	ge	für	ser	blühn	sen	star	de
	wird	ne	frie	er	sich	den	frie	schlecht	
	nen	stal	es	oh	de	wird	mit	schmie	

Das geographische Schlüsselwort

5 3 4 1 ..... Mittelmeerinsel,
3 5 7 ..... Mündungsarm des Rheines,
3 5 6 2 ..... Donauzufluß,
1 3 1 ..... Stadt an der Etsch.

Für die Ziffern sind in gegebener Weise Buchstaben einzusetzen, so daß vier geographische Wörter von beigefügter Bedeutung entstehen. — Bei richtiger Lösung nennen die Ziffern

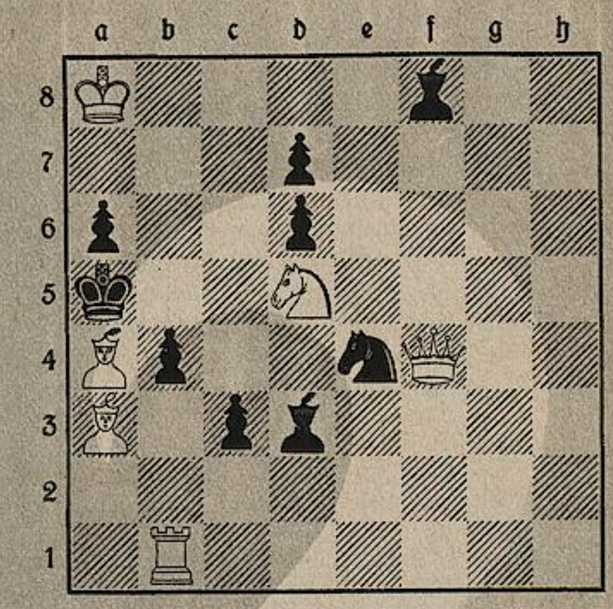
1 2 3 4 5 6 7 ..... Ostseebadeort.

Ein Wort

Sie bergen Raum und Wohngemach
Und gehn vom Keller bis zum Dach.
Du findest sie in großer Zahl
In jedem Zeughaus, Arsenal;
Doch ist es immer - hier wie dort -
Das gleiche Wort!

Schachaufgabe

Von K. A. L. Kubbel.



Weiß: K a8; D f4; T b1; L a3, a4; S d5.
Schwarz: K a5; L d3, f8; S e4; B a6, b4, c3, d6, d7.
Matt in drei Zügen

(2. Preis in einem nordischen Turnier)

Auflösungen aus Heft 1

Schachaufgabe: 1. D a3 - a7, 1. K beliebig, 2. D a7 n. e7 oder - e3 matt. Oder 2. D a7 n. e7 oder - d4 matt.

Umformrätsel: Walter, Armada, Rausch, Thekla, Schere, Marone, Hering, Mimose, Kammer, Energie, Genua, Sonett. (Wachregiment).

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Urias, 5. Amati, 9. Murat, 10. Galan, 11. Appell, 12. Ilse, 13. Ufa, 14. Pionier, 17. Garonne, 19. Oka, 22. Aral, 23. Ostern, 26. Lenau, 27. Erbse, 28. Erato, 29. Sauer.

Senkrecht: 1. Umbau, 2. Rumpf, 3. Aare, 4. Stulpen, 5. Aga, 6. Marine, 7. Tasse, 8. Inder, 15. Orestes, 16. Soldat, 17. Galle, 18. Arber, 20. Krise, 24. Tara, 25. Duo.

Silbenrätsel: 1. Wartesaal, 2. Adelheid, 3. Sonnenblume, 4. Besucher, 5. Reigen, 6. Ischias, 7. Nahrung, 8. Gaman, 9. Trecker, 10. Zehe, 11. Uhrpendel, 12. Edelstein, 13. Hangar. Was bringt zu Ehren? Sich wehren. Goethe.

Aus Teilen: Remus, Barke, Latte; Muskete.

Komplette Küchen-Ausstattungen
Haus- u. Küchengeräte, Küchenmöbel, Öfen, Herde, Kasino-Einrichtungen
Trompetter & Geck . Stettin . Roßmarkt

Aus der Uhrenstadt
flache, eleg. Herrenarmbanduhr
Ankerwerk 15 Rubine
nur 15.50

in 5 Monatsraten
Gehäuse Nickel-Chrom, Leuchtzahlen u. Staubschutz. Ferner moderne Damenarmbanduhr, **Walzgold,** 10 Jahre Gar., Cyl.-Werk, 6 St., Goldreliefzahlen. Mark 15.50. **Jede Uhr mit Metallband Mk. 18.–.** Garantieschein, Etui. Lieferung portofrei. Rücknahme od. Umtausch b. Nichtgef.
W. Krauth
Postfach 461
Pforzheim 40

P 5. 4/36 18/1

Welches Mittel entfernt leicht Harz, Öl u. Schmiere von den Händen?

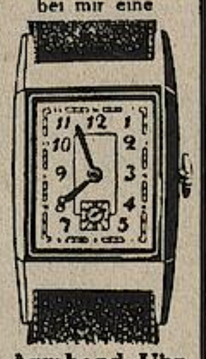
Scheuern, Bürsten, Reiben und sonstige Schrubberei ist überflüssig, denn Händeschmutz jeder Art - Erde, Schmiere, Farbe, Tinte - waschen sich leicht und gründlich herunter mit Abrador; einer Spezial-Handreinigungs-Seife mit besonderen Zusätzen, unter anderem auch Lanolin u. Glycerin

Hände rein durch Abrador
1 Stück kostet 20 Pfg.
ist also nicht teurer als gute Toilette-Seife!

LUHNS Seifen- u. Glycerin-Fabriken · Gegr. 1869 · Wuppertal (Rhld.)

Hundeflöhe Pferdeläuse Taubenmilben Federlinge
tötet sicher
„Kontra-Ungeziefer-Pulver"
Dose: 0.50, 1.—, 2.50 RM.
Erhältlich: Apothek., Drogerien oder Fg. Dogger, Geisenfeld/Obb.

Die neuen Dienstauszeichnungen
Feldspangen, Schnallenänderungen, Bänder, Schleifen, sofort lieferbar
ORDENSHAUS REIMANN, BERLIN W 8
Friedrichstraße 188a / Gegr. 1840

Vertrauen
gegen Vertrauen! **Sie bestellen** bei mir eine

Armband-Uhr
für Herren oder Damen
Auf Steinen laufend. Moderne Formen, Gehäuse echt Silber oder Chrom od. stark vergold. Jede Uhr mit gesetzl. Garantie. Ich sende Ihnen dieselbe für **nur RM. 15.–** auf Teilzahlung in **5 Monatsraten** Kein Geld im voraus senden! Nichtgefallen Rücknahme, also kein Risiko für Sie. Bei sofortig. Zahlung jede Chrom-Uhr nur RM. 12.- p. Nachn.
M. Teichmann 69
Lübeck
Körnerstraße 20

2jährig. schriftl. Garantie RM 1,95 kompl. u. Nachn. Mit Ihr. eingr. Namen 25 Pf. mehr. Nichtgefall. Zurückn.
Füllhalter-Versand
Garnier Hann.-Linden 117

Höh.-Wald-Luft
Ruheheim Bühlau
Weißer Hirsch/Dresd.
Hegereiterstraße 6 bietet Einzelperson. u. Ehepaaren abgeschloss. 1-, 2- u. 3-Zim.-Wohng. mit Balkon., Vorraum, Tee-Küche, W.-C., Zentralheiz., Warmwasserversorg. Volle Verpfl., 4 Mahlz. Bäd. i. Hause. Auskunft d. d. Oberin.

Berlin SW 19
Qual.-Dekorationen
Abzeichen — Fahnen
Max Küst
nur Niederwallstr. 32

Feiner Bremer
KAFFEE
3 Sorten z. Probe!
1½ kg 5,90
1½ kg 6,25
1½ kg 6,55
Nachn. frei Haus
Schneider & Müller
Bremen 69 b
Wiederverkf. Sonderliste!

JOHANN WAGNER u. SOHN
JUWELEN, ORDEN UND EHRENZEICHEN
Berlin W 8, Unter den Linden 47 A 1 Jäger 1282 (11 12 82)

Kroll & Straus
BERLIN SO 36
Elisabethufer 31
Lager sämtlicher Formblätter für die Wehrmacht

Spielwaren Keilich
Berlin C
Große Hamburger Straße 21–23
Eckhaus Oranienburger Straße
S-Bahnhöfe: Börse und Oranienburger Straße.
19 Schaufenster

STETTIN
Triet im früheren Lindner Haus
Die Schuhecke am Paradeplatz
Qualitätsschuhe

Verlangen Sie nur „VIRGO" Rein-Aluminium für jeden Spez

die bewährte Qualitätsmarke
Erhältlich in allen einschlägigen Geschäften
Ed. Sommerfeld
Aluminiumwarenfabrik
BERLIN SO 36 Gegr. 1875
Zugelassen von der Reichszeugmeisterei München

Bewährt und bevorzugt sind
DÜRKOPP
Fahrräder
Motorfahrräder

„Wehrmacht"-Anzeige bringt Erfolg

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0079
gefördert durch Baden-Württemberg

3 × kurz gelacht – (ha-ha-ha!)

HA-HA-HA

Ein Spielmann wird mit einer leichten Armverletzung im Lazarett eingeliefert. Nach zwei Wochen ist er geheilt. Der Arzt fragt, ob er jetzt wieder trommeln kann. „Nein, Herr Oberarzt . . ." sagt der Mann. So bleibt er also noch ein paar Tage. Dann fragt der Arzt wiederum: „Na, geht das Trommeln jetzt?" – „Nein, Herr Oberarzt . . ." lautet die Antwort wieder. –

Nach vier Tagen abermals die gleiche Frage und die gleiche Antwort. Der Arzt wird ärgerlich; er glaubt einen Simulanten vor sich zu haben:

„Mann, wo fehlt's eigentlich bei Ihnen? Warum können Sie immer noch nicht trommeln?"

Darauf der Spielmann:
„Ich bin Hoboist, Herr Oberarzt!"

*

Es war im Krieg. Unser Kommandanturveterinär haßt Schreiben wie die Beulenpest. Jedenfalls hat er sich so ausgedrückt. Und wenn sich das Schreiben nach seiner Meinung um etwas Unnützes dreht, kann er saugrob werden. In allen Fällen aber wendet er den Telegrammstil an.

Gestern kam eine nach dem Westen versetzte Schwester, die im Besitz einer hübschen Zwergdogge ist, zu mir. Sie bat, ob ich nicht veranlassen könne, daß sie für die Seuchenfreiheit ihres Hündchens eine andere Bescheinigung bekäme, und präsentierte meinen erstaunten Blicken folgendes Dokument des Veterinärs: „Bulldogge Schwester Frieda S., schwarze Schnauze, weiße Ohren, großer schwarzer Fleck auf dem Rücken, entlaust und seuchenfrei."

*

Der Unteroffizier wetterte: „Mann, Sie müssen doch schießen können! Sie müssen einfach!"

Der Oberleutnant trat näher: „Unteroffizier, warum muß der Mann?"

„Zu Befehl", sagte der Unteroffizier, „der Mann heißt Tell!"

– – – Laß' doch, Heinrich! Wenn wir auch nach deiner Ansicht Vorfahrtrecht haben – – ich würde in diesem Falle nicht darauf bestehen!!

Zeichnung: Bob Hindersin

*

Kruse hatte seinen elegischen Tag: „Und wenn ich erst wieder daheim bin, werde ich nie mehr ins Wirtshaus gehen und mich besaufen! Da wird bei meiner Dora eingeheiratet und dann . . ."

„Ja, und was für'n Geschäft haben die Eltern von deiner Dora?" will Gulle wissen.

„Ach", sagt Krause, „so einen netten kleinen Gasthof!"

Der Oberfeldwebel hält Stiefelappell ab. Auf das Kommando „Rechten Fuß hoch" hebt der drittletzte Mann am linken Flügel den linken Fuß auf, worauf dem Gewaltigen die Worte entschlüpfen: „So eine Schweinerei, was ist das für ein Kerl, der da hinten beide Beine aufhebt und noch dazu verkehrt?"

*

Vor dem Kriege lebten in Schottland zwei Damen, die eine alte Tante in Petersburg hatten, an der sie in großer Liebe hingen. Eines Tages beschlossen sie, die alte Dame zu besuchen, und reisten nach Rußland. Während ihres Aufenthaltes dort starb die Tante. Da sie aber sehr an ihrer alten Heimat hing und wenigstens nach ihrem Tode in der Nähe ihrer Familie sein wollte, hatte sie gewünscht, in Schottland beigesetzt zu werden. Nach endlosen Verhandlungen mit den russischen Behörden erhielten die Nichten die Erlaubnis, den Sarg nach Schottland überführen zu lassen. Sie selbst reisten daraufhin nach Hause. Nach einiger Zeit traf auch der Sarg aus Rußland ein. Vor der Beisetzung ließen die Nichten ihn noch einmal öffnen, um der Tante ein letztes Lebewohl zu sagen. Aber wer beschreibt ihr Entsetzen, als sie an Stelle der geliebten Tante einen russischen General in voller Paradeuniform in dem Sarge liegen sahen! Sofort jagten sie aufgeregte Telegramme nach Petersburg, in denen sie die Verwechslung der Särge mitteilten und um sofortige Richtigstellung bzw. Zusendung der Tante ersuchten. Nach einigen Tagen traf bei den bestürzten Nichten folgendes Telegramm aus Rußland ein: „Haben Tante hier mit allen militärischen Ehren bestattet – macht mit dem General, was ihr wollt."

*

Kamm betrat den Laden.

„Was darf es sein?" stürzte der Inhaber herbei.

„Nichts", sagte Kamm, „es regnet draußen!"

HA-HA-HA

Rottler „Zum Schwabenwirt" Berlin W 30 · Motzstraße 31 Gepflegte deutsche Gaststätte

Restaurant Pauquet „Zum Schwarzen Ferkel" Dorotheenstraße 31 Die historische Gaststätte der Innenstadt

Weinstuben HUTH POTSDAMERSTR. 139

Klingers Weinstuben Rankestraße 26 KÜCHE VON WELTRUF

Troika Am Wittenbergplatz Kleiststraße 21 Das russische Restaurant BALALAIKA-MUSIK

ROXY Die Sport-Bar Berlins Joachimsthaler Straße 26

Nachtleben · Barbetrieb Schöne Tänzerinnen? dann nur Königin am Kurfürstendamm 235

Die Original Bauernschänke in Berlin zum Groben Gottlieb Jägerstraße 65 Telefon: A 2 4261

Richtig — ein Stricker-Rad zu Weihnachten! Weihn.-Prospekt sofort anfordern. Kinderräder sehr billig. E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 311

Imme & Sohn Nachf. Militäreffekten seit 1816. Berlin, Alte Jakobstr. 6, Fernsprecher 173107.

WDS

In Wind und Wetter arbeiten, verlangt eisenharte Konstitution oder: man hilft sich mit einem „SCHLICHTE" – er schützt ausgezeichnet vor Influenza, vor Grippe und Erkältungskrankheiten.

„Trinket ihn mäßig, aber regelmäßig!"

Schlichte Steinhäger 1/1 Krug RM 4.25 1/2 Krug RM 2.25

.....und abends in die Femina

Das Ballhaus Berlins

Ecke Tauentzienstr. Nürnbergerstr. 50

Zum 4-Uhr-Tanztee und abends Kapelle Oskar Joost und weitere Attraktionen

Femina-Bar Valentin Marzell, Paul Dorn singt

Femina-Puszta Zigeunerkapelle Farkas Lajos

Femina-Schoppenstube Unterhaltungsmusik

Femina-Siechen Die Melodie-Serenaden

zum Tanz bei freiem Eintritt

Bestellungen auf die „Wehrmacht" nimmt jede Postanstalt entgegen

HAUS VATERLAND BERLIN AM POTSDAMER-PL.

Immer ein vergnügter Abend GROSSES KABARETT-PROGRAMM BETRIEB KEMPINSKI

F. W. Gumpert Gegründet 1858 Inh. Gebr. Gumpert Konditorei und Kaffeehaus Berlin C 2, Königstr. 22/24

Die Alt-Berlinische Gaststätte Ausliegend 250 Zeitungen

Sie staunen über den niedrigen Preis

Wilh. Kruse MARKNEUKIRCHEN Nr. 90 und KLINGENTHAL SA Künstlerkatalog frei!

Gebr. Lüth KÜCHENAUSSTATTUNGEN EHRENGABEN, SPORTPREISE Stettin, Mönchenstr. 19

Fisch-Filet bratfertig, und sämtliche Seefische liefert prompt und billig Andreas Ahlers, Cuxhaven- Inh. Herm. Stüben Fischereihafen Lieferant für Küchenverwaltungen

Erste süddeutsche autogen. Lohnschweißerei Albert Wiedmann / Stuttgart Hauptstätter Straße 124 . Telefon Nr. 70520 Spezialbetrieb für autogene Metallbearbeitung Schweißung gesprungener Motorzylinder, Aluminiumgehäuse für Kraftwagen sowie Maschinenteile aller Art

2.34

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0080

gefördert durch Baden-Württemberg

Vierzehn Tage FILM

Das Heldenlied der Tiroler Standschützen

„Standschütze Bruggler", über dessen historischen Hintergrund wir an anderer Stelle berichten, hat das Zeug zu einem richtigen Soldatenfilm. Denn wenn die Standschützen auch nicht Soldaten im eigentlichen Sinne waren, so haben sie sich doch wie Soldaten geschlagen. Sie haben, bis die Verstärkung eintraf, der frischen und überlegen ausgerüsteten italienischen Elitetruppe der Alpinis den Einfall in Tirol verwehrt. Das zeigt dieser Film in hinreißenden Bildern, die eine klare Vorstellung von den besonderen Kampfbedingungen des Hochgebirges vermitteln. Er zeigt es in einem Ausschnitt, der die Wehrkraft und das Schicksal eines einzelnen Dorfes beispielhaft für das ganze Land Tirol setzt. In wochenlangen Außenaufnahmen auf dem Wendelstein, der hier die Dolomiten zu verkörpern hatte, sind dem Spielleiter Werner Klingler mit seinen skigeübten Kameramännern Sepp Allgeier und Karl Attenberger Kampfszenen von großartiger Wucht und Energie gelungen. Man hat keine Mühe gescheut, die größtmögliche Echtheit zu erreichen. Auch die Schauspieler mußten daran glauben. Sie wurden für diese Aufnahmen nicht nur vom Friseur, sondern vor allem auch von einem Tiroler Oberjäger präpariert. Er hat sie drei Wochen lang kommißgerecht geschliffen, ehe sie vor die Kamera durften. Dabei lernten sie auch, wie man in Tiroler Mundart schimpft und flucht: für das Mikrophon. Leider hat das Drehbuch Wasser des Romanes in den realistischen Wein dieses filmischen Heldenliedes gegossen. Dies in Form einer blassen Gartenlaubenliebesgeschichte aus dem Lazarett. Wie gern hätten wir auf diese „Ausschmückung" verzichtet. Wir haben Liebe genug in anderen Filmen. Welcher Irrtum, zu glauben, daß der Film dadurch anziehender wird. Soldatische Kameradschaft, die sich im Angesichte der Gefahr und des Todes bewährt, birgt Erschütterung genug in sich. Der amerikanische Film „Bengali" bewies es. Er kam ausgezeichnet ohne Frau aus. Die einzige Liebe, die er gestaltete, war die zur Fahne und zur Ehre. Gleichwohl wurde er ein Welterfolg. Warum? Weil in dieser feineren Liebe keine geringere Leidenschaft lebt und weil sie auf der ganzen Welt als das verstanden wird, was dem Manne am teuersten ist und was ihm die höchsten Augenblicke seines Lebens schenkt. Wenn man einen Soldatenfilm macht, dann muß man bei den Soldaten bleiben. Vielleicht werden das eines Tages auch unsere Produzenten begreifen.

Versiebter Volksfilm

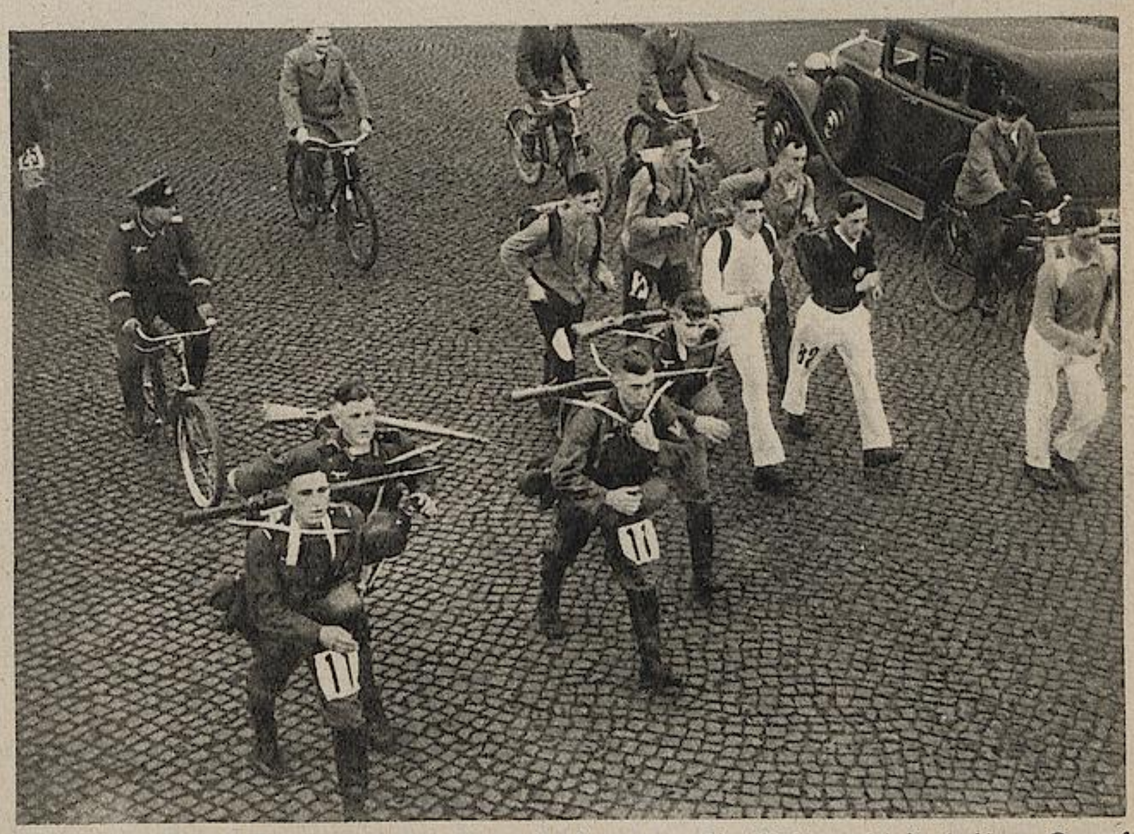
Der Film macht gern Anleihen bei den Werken der Dichtung. Nicht selten kommt es dann vor, daß er sich vor ihnen blamiert. So jetzt vor Fritz Reuters „Ut mine Stromtid", im Film nach der berühmten Hauptfigur „Onkel Bräsig" betitelt. Hier konnte der Film aus dem vollen schöpfen. Er tat es. Nur leider zu schnell und nur von oben weg. Was er dann in seinen Bildern hält, das ist nicht mehr die Fülle des Reuterschen Humores, sondern nur noch ein leichtes, anekdotisches Unterhaltungsspiel. Von geringerer Kraft und volkhafter Urwüchsigkeit als Carl Froelichs Hinrichs-Filme „Krach um Jolanthe" und „Wenn der Hahn kräht": trotz der tieferen und gehaltvolleren dichterischen Vorlage. Der Spielleiter Erich Waschneck hat es sich hier etwas zu leicht gemacht. Er hat sich Fritz Reuter zu wenig verpflichtet gefühlt. So blieb trotz den echtblütigen niederdeutschen Menschenbildern von Otto Wernicke, Carsta Löck und Fritz Hoopts die Möglichkeit zu einem großen deutschen Volks- und Landschaftsfilm ungenützt. Einige gelungene und in der Atmosphäre treffend gezeichnete Einzelheiten müssen die getäuschte Erwartung trösten.

Zwei Sängerinnen

Wir erwarten vom Film mehr, daß er uns durch die Mittel der Kamera, die eine wirklich eigenschöpferische Gestaltung ermöglichen, als durch die des Mikrophons, die nur Mittel der technischen Wiedergabe sind, erbaut. Wenn er sich jetzt zwei neue Stimmen ausborgt, so hat das weniger etwas mit Film als mit Oper oder Konzertsaal zu tun. Gleichwohl ist in beiden Fällen die Anstrengung zu einer orginelleren filmischen Einkleidung bemerkenswert. In „Blumen aus Nizza" ist man zuerst überrascht von der leichten und witzigen Art, mit der der Spielleiter Augusto Genina aus der Handlung heraus Erna Sack zu ihren prachtvollen Koloraturen kommen läßt. Ein guter Ansatz. Leider wird er dann von einer gehäuften Schauerromantik im alten Kintopp-Stil wieder zugedeckt. Dagegen ist es Karl Peter Gillmann mit seinem Drehbuch zu „Intermezzo" für die Opernsängerin Tresi Rudolph wirklich gelungen, die Standardisierung des Sängerfilms zu durchbrechen und eine Lustspielstimmung aufkommen zu lassen, die sich selber trägt.

F. M.

Oberlt. Karbe (Komp.-Chef 2./Pi. 28) und Unteroffizier Dudeck (3./Pi. 18) wurden vom Führer und Reichskanzler mit der Rettungsmedaille am Bande ausgezeichnet



Großer Gepäckmarsch in Magdeburg. Die Wehrmacht in heißem Kampf mit den Leichtathleten

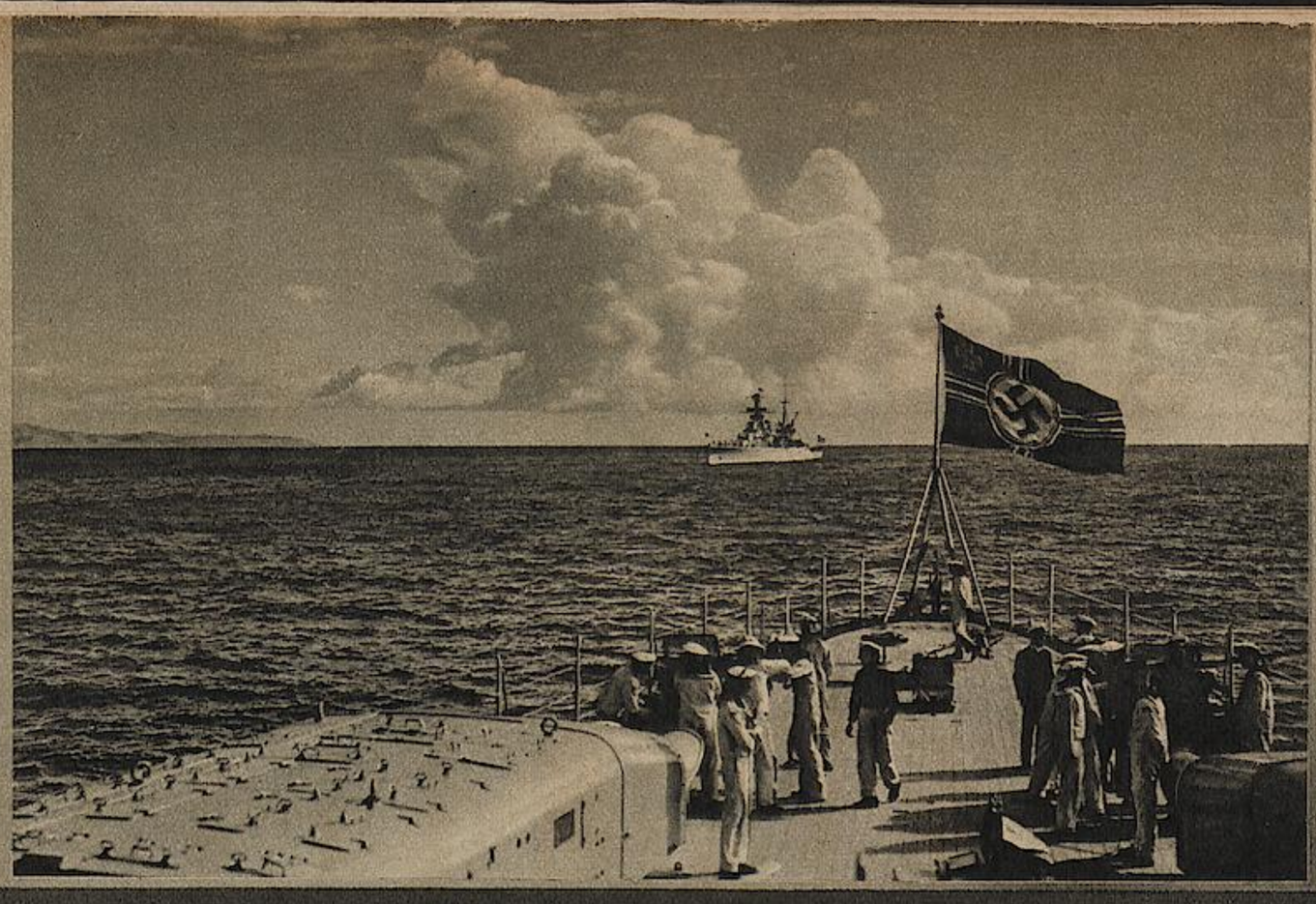
Bei der Einweihung der Totenburg in Bitolj trat die jugoslawische Armee stark und in ihrer bekannten, echt soldatischen Haltung in Erscheinung. Unser Bild zeigt die zu Ehren der deutschen Gefallenen des Weltkrieges angetretenen jugoslawische Ehrenkompanie

Fot.: Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge (1), Andrick-Glogau (2), Meyer-Magdeburg (1)

Hauptschriftleiter: Dr. Richard Jügler, Berlin-Steglitz. Stellvertreter des Hauptschriftleiters und für den Inhalt verantwortlich: Bernd E. H. Overhues, Berlin-Westend. Graphische Gestaltung: Dassel, Berlin-Wilmersdorf. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Hans-Joachim von Killisch-Horn, Berlin W 30. Verlag: „Die Wehrmacht" GmbH., Berlin W 8, Kronenstraße 37, Fernruf: A 6 (Merkur) 3918/19, Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. Satzherstellung: Berliner Börsen-Zeitung, Druckerei und Verlag GmbH., Berlin W 8; Kupfertiefdruck: Otto Elsner K.-G., Berlin S 42. Erscheinungsweise: Monatlich zweimal (am ersten und dritten Freitag jeden Monats). Einzelpreis 25 Rpf. Für die Zustellung durch Boten werden 3 Rpf. Bestellgeld erhoben. Postbezugspreis: Monatlich 50 Rpf. zuzüglich 4 Rpf. Bestellgeld. Anzeigenberechnung und Rabatt nach Tarif. Z. Zt. ist Preisliste Nr. 2 gültig. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Anzeigenschluß am Mittwoch der Vorwoche des Erscheinungstages. Bei Betriebsstörungen usw. können irgendwelche Ersatzansprüche nicht geltend gemacht werden. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr. Auflage dieser Ausgabe: 125 000. Bezieher im Ausland bitten wir, die Zeitschrift bei ihrem zuständigen Postamt zu bestellen.
Vertriebsstelle für Österreich: Buchhandlung Ludwig Zernegg, Wien 6, Theobaldgasse 19.

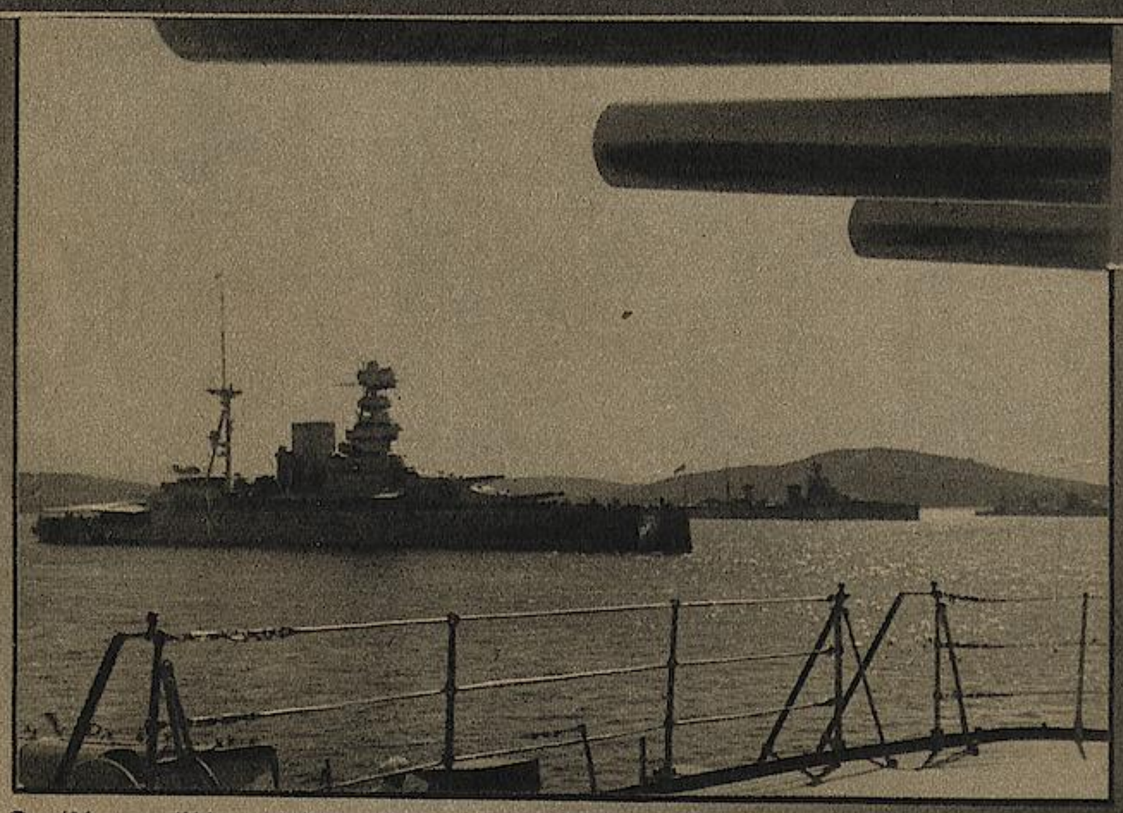
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0081
gefördert durch Baden-Württemberg

L 8540 14/6

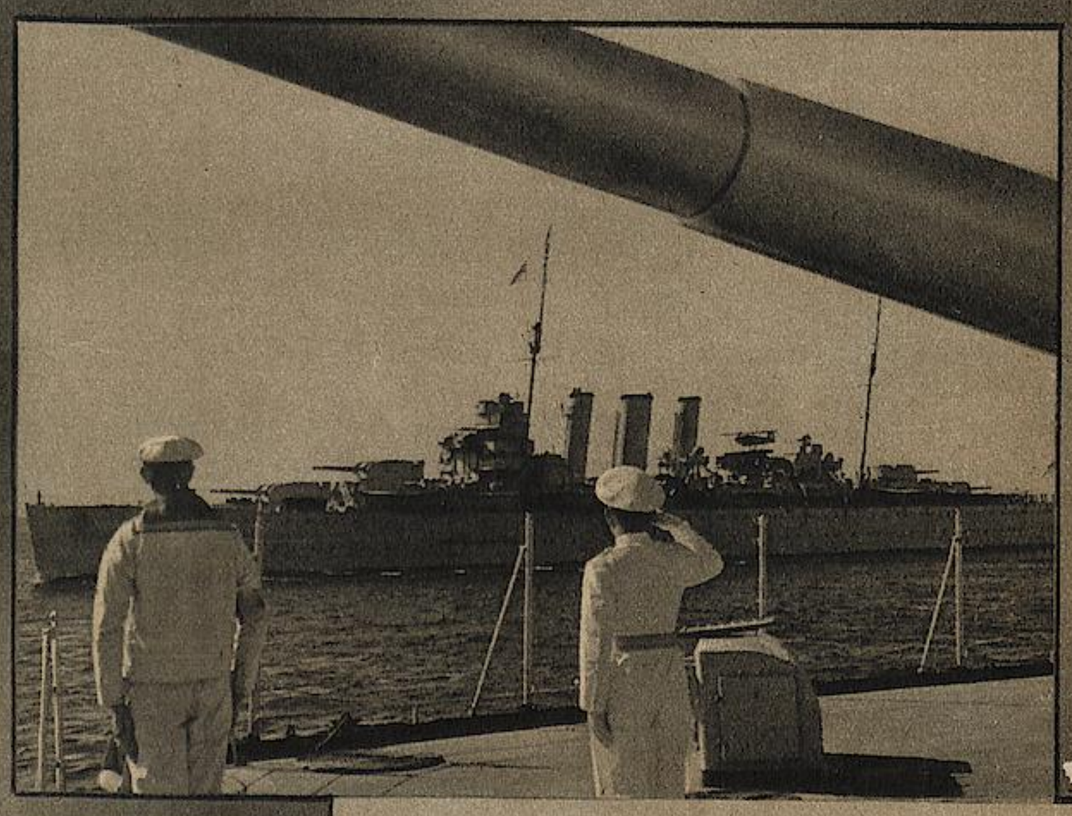


Blick vom Schiff auf die Mittelmeerküste; im Hintergrund ein argentinischer Kreuzer

Mit Panzerschiff „Deutschland" vor Spanien



Deutsche, englische und italienische Kriegsschiffe auf der Reede von Tanger



Der englische Kreuzer „Shropshire"

Die Mole von Tanger

Begrüßung des englischen Schlachtschiffes „Barham"

Ein Gang durch die Stadt während des Landurlaubs zeigt manches Unbekannte

Sämtliche Aufnahmen von unserem an Bord befindlichen Bild-Berichterstatter O. Gramkow, Wilhelmshaven

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0082
gefördert durch
Baden-Württemberg